



Berichte

2013

IBZ Internationales
Begegnungszentrum
der Wissenschaft
München e.V.

Amalien-Ensemble München

Nach 17 Jahren verabschiedete sich das Amalien-Ensemble München am 29. November 2013 beim traditionellen IBZ Weihnachtskonzert. Wie war es zu dessen Gründung gekommen?

Eine Anregung von Frau Annemarie Zacher beim Sommerfest 1996 hatte zur Folge, dass ich dem damaligen ersten Vorsitzenden, Prof. Dr. Hubert Miller, den Vorschlag unterbreitete, Hausgäste, Mitglieder und Freunde des IBZ zu gemeinsamem Musizieren zusammenzubringen. Er stimmte der Idee eines Kammer-Ensembles mit Begeisterung zu unter der Bedingung, dass dem IBZ dadurch keine Kosten entstehen.

Voraussetzungen zur Gründung:

1. Mitspieler: Durch meine Zugehörigkeit als Cellistin beim Abonnentenorchester der Münchner Philharmoniker waren Kollegen als fester Stamm neben den wechselnden Hausgästen schnell gefunden. Als Konzertmeister fungierte die Musikerin Heide Gliesche, in den letzten Jahren der Jungmediziner Dominik Höchter.

2. Dirigent: Dr. Ernst Blümner war nach Abschluß an der Musikhochschule München mit den Schwerpunkten Violine, Komposition und Dirigieren als approbierter Mediziner in der pharmazeutischen Forschung tätig. Seit einem gemeinsamen Kompositions-Projekt konnte ich seinen Wunsch einmal mit einem kleinen Orchester seine Vorstellung von Musik selbst verwirklichen zu können.



Das Amalien-Ensemble
des IBZ München

3. Instrumente: Ausländische Wissenschaftler reisen gewöhnlich nicht mit eigenem Violoncello oder Kontrabaß. Dank Susanne Conradi, Geigenbaumeisterin und Gründungsmitglied, war es möglich interessierte Hausgäste mit Instrumenten zu versorgen.

4. Name: Der passende Vorschlag kam von Prof. Dr. Edward Schlag, damaliger 2. Vorsitzender: Amalien-Ensemble München.

Auch der neue, jetzige Vorstand freute sich über die Existenz eines hauseigenen IBZ-Orchesters und trug durch seine ideelle Unterstützung maßgeblich zu den Erfolgen der Konzerte bei. Nirgendwo sonst, so die Meinung der Besucher, könnte man die Entstehung von Musik so lebendig und – im wahrsten Sinne des Wortes – hautnah erleben, wie in dem im Grunde viel zu kleinen, dafür herrlich intimen Rahmen des IBZ in der Amalienstraße.

Stefanie Varena-Hermann

Berichte aus dem
Internationalen
Begegnungszentrum
der Wissenschaft
München e.V.
– Eine Auswahl
der Veranstaltungen

Berichte

2013

IBZ Internationales
Begegnungszentrum
der Wissenschaft
München e.V.

Inhalt

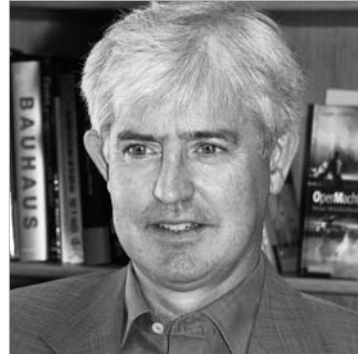
- 4 Vorwort
- 6 Die Galli-Bibiena – Bühnenbildner und Theaterarchitekten des europäischen Hochbarock
Oswald Georg Bauer
- 8 The Fortune Hunter – A German Prince in Recency England
PDH Peter James Bowman
- 14 Der Jemen am Scheideweg
Dr. Martin Pabst
- 16 The Pre-Raphaelite Brotherhood – Millais, Rossetti and Holman Hunt – the mid-Victorian avant-garde
Prof. Frank Gillard
- 20 Erdgucken! Oder:
Was macht die Apfelblüte im Fernsehen?
Uwe Gradwohl
- 22 Sanary-sur-Mer – Zuflucht in schwieriger Zeit
Dr. Wolfgang Grillo
- 26 Manifestations of History in the Andaman Islands
Prof. Frank Heidemann
Philip Zehmisch
- 28 Deutsche, Juden und die einheimische Bevölkerung.
Überlegungen zum Holocaust im Baltikum 1941 - 1944
PD Dr. Joachim Tauber,
Juliane Brandt
- 30 Organ Transplantation in Times of Donor Shortage – Challenges and Solutions
Dr. Galia Assadi,
PD Dr. Ralf Jox,
Prof. Dr. Georg Marckmann
- 32 „Friede den Hütten! Krieg den Pallästen!“ – der Hessische Landbote in interdisziplinärer Perspektive
Prof. Dr. Gideon Stiening,
PD Dr. Markus May,
Dr. Udo Roth
- 36 Die Bayerische Akademie der Wissenschaften – Akademien als gelehrte Gesellschaften in Gegenwart und Zukunft
Monika Stoermer
- 40 Frühe chinesische Entdeckungen und Erfindungen
Dr. Klaus Wild

- 42 „Ich habe keine Lust am Manne
und – am Weibe auch nicht“
Zum 50. Todestag von Gustaf
Gründgens
Dr. Dieter Strauss
- 44 Giuseppe Verdi – zur Aufführung seines
Streichquartetts e-moll
anlässlich seines 200. Geburtstages
Stefanie Varena-Hermann

Kurz zusammengefasst...

- 48 Scottish Nationalism
- 49 Geld und Macht:
Shakespeares Bilanzen
- 50 Vortragszyklus 2013/14
der Goethe-Gesellschaft München:
„Goethes Gegner“
- 51 The Princess and her Lover,
Artist-cum-Architect-Engineer
- 52 Rivers, Cities,
Historical Interactions
- 53 Was wahr, gut und gerecht ist.
Über verborgene und offene Maßstäbe

- 54 Universitätsreform 1933.
Deutsche Wissenschaftler in der Türkei
- 55 Impressum
- 56 Bildnachweis



Prof. Dr. Christopher Balme

Die Förderung des wissenschaftlichen Austausches ist eine wichtige Aufgabe des IBZ. Der Inhalt des vorliegenden Heftes macht deutlich, dass das IBZ dieser Aufgabe in vollem Umfang nachkommt. Das Heft dokumentiert eine große Bandbreite an Veranstaltungen, und die hier ca. ein Dutzend vertretenen Disziplinen sowie die verschiedenen Vorträge und Symposien veranschaulichen, dass auch unterschiedliche Formen des wissenschaftlichen, internationalen Austausches stattfinden. Damit werden auch andere Kreise erreicht, so dass das IBZ selbst als Begegnungsort nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für eine breitere Öffentlichkeit von Interesse geworden ist. Das Jahr 2013 zeichnet sich vor allem durch die Vielfalt der wissenschaftlichen Disziplinen aus. Hochaktuelle Themen wie etwa „Der Jemen am Scheideweg“ von Dr. Martin Pabst

oder „Organ Transplantation in Times of Donor Shortage – Challenges and Solutions“ von Prof. Dr. Georg Marckmann stehen neben einem Vortrag über „Frühe chinesische Entdeckungen und Erfindungen“ (Klaus Wild). Als Beitrag zum Büchner-Jahr hielt PD Dr. Markus May einen Vortrag zum Thema „Friede den Hütten! Krieg den Pallästen!“. Der *Hessische Landbote* in interdisziplinärer Perspektive.

Ein weiterer Schwerpunkt sind historische Themen, insbesondere die Exil-Thematik. Dazu gehören Beiträge wie „Überlegungen zum Holocaust im Baltikum 1941-1944“ von PD Dr. Joachim Tauber sowie der Vortrag „Sanary-sur-Mer – Zuflucht in schwieriger Zeit“ von Dr. Wolfgang Grillo. Die Kunst- und Theaterwissenschaften sind in lesenswerten Beiträgen von Oswald Georg Bauer über „Die Galli-Bibiena: Bühnenbildner und Theaterarchitekten des europäischen Hochbarock“ sowie von Frank Gillard über „The Pre-Raphaelite Brotherhood“ vertreten. Die Musik, immer schon eine zentrale Säule des IBZ, kommt in Stefanie Varena-Herrmanns Vortrag über Guisepppe Verdi zu Wort. Insgesamt haben sich die IBZ-Vorträge zu einer wichtigen und anregenden Reihe entwickelt, die auch Themen außerhalb des engen wissenschaftlichen Rahmens aufgreifen und somit für ein Laienpublikum präsentieren. Ich habe hier nur einige Themen und Titel erwähnen können; das Heft enthält viel mehr. Ich lade Sie dazu ein, alle Berichte zu lesen und bin mir sicher, dass sich die Lektüre lohnen wird.

Zum Kernprogramm des IBZ gehören natürlich die hervorragenden Konzert-Aufführungen, die sich nach wie vor großer Beliebtheit erfreuen. An dieser Stelle möchte ich nicht nur den Referenten und Organisatoren der einzelnen Veranstaltungen, sondern auch dem Team des IBZ danken, besonders den Mitgliedern des Programmplaner-Komitees und Frau Sabine Mennella, die das vorliegende Heft redaktionell betreut hat.

April 2014



Prof. Dr. Christopher Balme
Erster Vorsitzender

Die Galli-Bibiena Bühnenbildner und Theaterarchitekten des europäischen Hochbarock

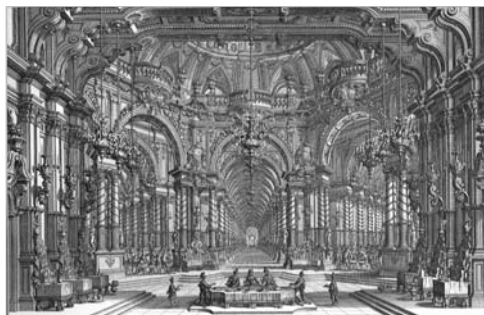
„Die Zierrathen der Schaubühne sind alle von dem Herrn Carlo Galli-Bibiena“. So vermerkt mit Stolz der Programmzettel zur Eröffnung des Markgräflichen Opernhauses in Bayreuth im Jahr 1748. Man hatte aber auch allen Grund, in Bayreuth stolz zu sein, denn der Name Galli-Bibiena hatte in diesen Jahrzehnten einen geradezu magischen Klang. Er stand für den Zauber des Barocktheaters. Begründet wurde der Ruhm dieser Familie von Carlos Großvater Ferdinando, der aus dem Städtchen Bibiena bei Bologna stammte und den Namen dieses Ortes seinem Familiennamen Galli hinzugefügt hat, Galli-Bibiena.

Im Jahr 1687 hatte Ferdinando einen neuen Bühnenbild-Typ erfunden, der in Italien und ganz Europa seinen Ruhm verbreitete: die Manier der *veduta per angolo*, der Schräg- oder Winkelperspektive, die für drei Generationen das stilistische *Markenzeichen* der Familie Galli-Bibiena wurde. Sie bot dem Zuschauer des 17. und 18. Jahrhunderts auch einen völlig neuen Blick auf die Welt.

Die Bibiena haben fast ausschließlich für fürstliche Häuser gearbeitet. Neben dem Hof der Farnese in Parma standen sie auch im Dienst der Höfe von Savoyen in Turin, der sächsischen Kurfürsten in Dresden, der Höfe der Könige von Portugal und Schweden, des Hofes von Friedrich dem Großen in Berlin und des Zarenhofes in St. Petersburg.



links: Oswald Georg Bauer
unten: Sala Reale. Entwurf von
Giuseppe Galli-Bibiena.



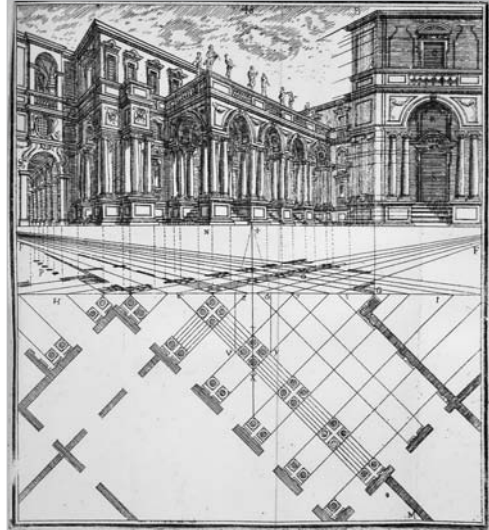
Die internationale Karriere der Bibiena begann, als Karl der VI. im Jahr 1712 den Kaiserthron bestieg und in Wien residierte. Dieser berief die Brüder Ferdinando und Francesco sowie Ferdinandos Sohn Giuseppe nach Wien. Ihre Namen stehen für den Glanz des Wiener Barocktheaters. Theaterneu- oder umbauten haben sie durchgeführt in Bologna, in Wien, in Mantua, in Verona, in Nancy, in Dresden und in Lissabon. Die vollkommenste Theaterschöpfung der Bibiena aber ist ohne Zweifel das Markgräfliche Opernhaus in Bayreuth, das Markgräfin Wilhelmine, die Schwester Friedrichs des Großen, in Auftrag gegeben hatte.

Die Bibiena waren spezialisiert auf Palast-Architekturen, königliche Bauten, die an Pracht, dekorativem Aufwand und an Phantastik alles hinter sich ließen, was bis dahin auf einer Bühne zu sehen gewesen war.



Selbstporträt Francesco Galli da Bibienas,
Öl auf Leinwand, Galleria degli Uffizi, Florenz

Im Zeitalter des Absolutismus fiel dem Bühnenbildner eine hochwichtige Aufgabe zu; er konnte die Herrscher-Idee des Absolutismus in die sinnliche Erscheinung treten lassen. Die Paläste, die die Bibiena entwarfen, waren mehr als bloße Dekorationsstücke. Sie waren Zweckkunst, Ausdruck der Macht, des Ansehens und der Autorität der absolutistischen Fürsten. In ihrer formalen Vollkommenheit waren sie sichtbarer Ausdruck der *potestas absoluta*, der Machtvollkommenheit des Herrschers und in Architektur gefasste Beispiele des *buon governo*, des guten Regiments des Herrschers.



Kupferstich Ferdinando Gallis, © Joaquin Lorda, Navarra

Das künstlerische Können und das künstlerische Wollen der Bibiena ging jedoch weit über den Fürstendienst hinaus. Sie verstanden sich als Architekten des Weltgebäudes und als Ingenieure des Kosmos.

Referent:

Oswald Georg Bauer

Veranstalter:

IBZ München e.V.

The Fortune Hunter – A German Prince in Regency England



A Selection Ball
Satirische Postkarte

Das Vierteljahrhundert nach der Schlacht von Waterloo war die große Zeit ausländischer Mitgiftjäger in England. Jedes Jahr brachte eine neue Welle mittelloser Adliger vom Kontinent, die im reichsten Land der Welt eine einträgliche Partie machen wollten, und mit der Zahl der „Beutestücke“, die sie davontrugen, stieg die Beunruhigung in der britischen Gesellschaft. Der Prolog gibt einen Überblick über dieses in der Forschung bisher vernachlässigte Thema, benennt die Vorteile, die europäische Heiratstouristen gegenüber ihren britischen Konkurrenten genossen, aber auch die Schwierigkeiten, mit denen sie sich auseinandersetzen mussten, und schafft so den notwendigen Hintergrund für die folgende Darstellung.

Fürst Hermann von Pückler-Muskau – Soldat, Autor, Entdecker und Lebemann – gehört zu den romantischsten Gestalten des 19. Jahrhunderts und ist vor allem als einer der bedeutendsten Gartenarchitekten und besten Reise-schriftsteller Deutschlands bekannt. Er wurde 1785 in Muskau in der zunächst sächsischen, dann preußischen Lausitz als erstes Kind eines mürrischen, schroffen Vaters und einer schönen, aber frivolen Mutter geboren. Die Eltern ließen sich kurz nach der Geburt des Sohnes scheiden. Vernachlässigt und schwer erziehbar, verließ der Junge nach zahlreichen Konflikten schon mit sechzehn das Elternhaus. Er studierte zunächst in Leipzig Jura und trat dann in

ein Garderegiment in Dresden ein. Dort führte er ein zügelloses Leben, das er finanzierte, indem er Schulden auf seinen zukünftigen Besitz machte. Als sein Kredit erschöpft war, ging er auf eine jahrelange Wanderschaft, die ihn zu Fuß durch Deutschland, Frankreich, Italien und die Schweiz führte.

Als sein Vater 1811 starb, wurde der gerade fünfundzwanzigjährige Pückler Herr in Muskau. Während seines langen Exils hatte er den Plan entwickelt, einen Teil des riesigen Gutes in einen englischen Landschaftspark zu verwandeln, doch die Kriege gegen Napoleon, an denen er in russischen Diensten teilnahm, hinderten ihn zunächst daran, diesen Plan zu verwirklichen. Nachdem im Mai 1814 der Frieden proklamiert worden war, nahm er seinen Abschied und besuchte erstmals England, wo er sich intensiv mit Gartenbau und Landschaftsgestaltung beschäftigte und zahlreiche Parks besichtigte. Um diese neu erworbenen Kenntnisse in Muskau anzuwenden, benötigte er allerdings eine kräftige Finanzspritze, denn aufgrund des Krieges und der Misswirtschaft seines Vaters befanden sich die Finanzen seines Stammgutes in einem kläglichen Zustand.

Dieses Geld hoffte er durch eine lukrative Heirat zu erhalten. Pückler war damals Ende zwanzig und ein großer, gut aussehender Mann von gewinnendem Auftreten, großer Bildung und regem Geist. Es dauerte nicht lange, bis er

das Herz der Marquise von Lansdowne gewann, einer fülligen und burschikosen Witwe, die schon bald einwilligte, ihn zu heiraten. Ihre erwachsenen Töchter lehnten die Heiratspläne jedoch entschieden ab, und nach langen Verhandlungen gab sie schließlich dem Drängen der Familie nach und löste die Verlobung. Pückler hätte sie wegen Bruch des Eheversprechens verklagen können, verzichtete jedoch darauf und erhielt sich so die Freundschaft der Marquise. Im Frühjahr 1815 kehrte er nach Deutschland zurück.

Drei Jahre später heiratete Pückler die wohlhabende, geschiedene und zehn Jahre ältere Lucie von Pappenheim. Sexuell fühlte er sich nie zu ihr hingezogen, bewunderte sie jedoch für ihre Würde, ihren Charme, ihre Intelligenz und ihre Warmherzigkeit. Während sie für ihren unbeständigen Mann die Rolle des Trostspenders spielte und seine zahllosen Seitensprünge tolerierte, zeigte dieser sich ihr gegenüber stets fürsorglich und zärtlich und liebte sie trotz seiner Affären aufrichtig. Das Geheimnis ihrer lebenslangen Verbindung bestand darin, dass jeder im anderen das fand, was ihm am meisten fehlte: Sie hatte keinen Sohn, und er nie eine wirkliche Mutter.

Pückler arbeitete hart an seinem Park, für dessen Gestaltung er Lucies und sein eigenes Vermögen verwendete. Die Ergebnisse waren eindrucksvoll, und in weniger als zehn Jahren wurde Muskau nicht nur in Deutschland bekannt. Darüber hinaus brachte ihn der Park jedoch an den Rand des Bankrotts. Obwohl ihre Bindung stärker denn je war, schlug Lucie nun eine Scheidung vor, um dem Fürsten zu ermöglichen, eine zweite Braut zu finden, die reich genug wäre, um seine weiteren Projekte zur Landschaftsgestaltung zu finanzieren. Er nahm ihr Opfer dankbar an, versicherte ihr jedoch, dass die Scheidung für ihn nur eine Formalität sei und er seine künftige Frau dazu bewegen würde, Lucies fortgesetzte Anwesenheit in

Muskau zu dulden. So ging Pückler ein zweites Mal auf Brautschau nach England.

Sein Aufenthalt dauerte vom Oktober 1826 bis zum Juli 1828. Ein umfassendes und wahrheitsgetreues Bild dieser beiden Jahre ergibt sich weniger aus der sehr selektiven Darstellung, die Pückler nach seiner Rückkehr veröffentlichte, als vielmehr aus den aufrichtigen Briefen, die er täglich an Lucie schrieb und aus den mit Anmerkungen versehenen Reisealben – Quellen, die lange als verschollen galten und sich heute im Pückler-Archiv in Cottbus befinden. Ergänzt durch veröffentlichte und unveröffentlichte britische Quellen, bildet dieses Material die Grundlage für eine detaillierte Darstellung von Pücklers Aufenthalt in England, in der die verschiedensten Aspekte beleuchtet werden: sein gesellschaftlicher Umgang, seine Freunde und Feinde, seine Lebensumstände und sexuellen Abenteuer, seine Geldsorgen und Glücksspiel-Eskapaden.

Pückler war damals vierzig Jahre alt. Sein schlanker, geschmeidiger Körper und sein (sorgfältig gefärbtes) schwarzes Haar ließen ihn jedoch zehn Jahre jünger aussehen. Die Vorstellung, Frauen den Hof zu machen, an denen ihm nichts lag, hatte zwar wenig Reiz, dennoch war er sich seines Erfolges sicher. Er verbrachte einige Wochen damit, seine Englischkenntnisse aufzufrischen, knüpfte nützliche Verbindungen und beschaffte sich die nötigen Requisiten, um mit den einheimischen Dandys konkurrieren zu können. Daraufhin startete er seinen ersten ernsthaften Brautwerbungsversuch in Brighton, dem Winterdomizil der feinen Gesellschaft. Seine Bemühungen galten Mary Gibbings, der Tochter eines reichen Arztes. Mary war eine intelligente und anziehende Frau von 29 Jahren, doch trotz ihrer musikalischen Begabung und ihres Talents für geistreiche Konversation verspottete man sie in der Gesellschaft wegen ihrer intellektuellen Fähigkeiten und ihrer ordnären, neureichen Eltern. Sie hätte einen

Vignette S. 11 Mitte:
Fürst Pückler-Muskau 34-jährig
nach einem Bildnis von Krüger

Antrag Pücklers angenommen, doch der suchte eine fügsamere Frau und schreckte vor ihrer energischen Art, wie auch vor ihrer Bedingung zurück, dass ihre Eltern nach der Heirat in das Heim der Eheleute ziehen müssten.

In der im April 1827 beginnenden Londoner Saison hoffte er eine passendere Partie zu finden. Dabei unterstützten ihn der lebenswürdige preußische Botschafter Baron von Bülow und seine frühere Verlobte Lady Lansdowne nach Kräften. Allerdings hatte Pückler in London auch Feinde: Sowohl den hochmütigen britischen Botschafter in Preußen, Lord Clanwilliam, als auch den finsternen Herzog von Cumberland, den Bruder König Georgs IV., hatte Pückler in Berlin gegen sich aufgebracht. Trotz der Schauergeschichten, die über seine Person kursierten, erhielt er Zutritt zu den besten Kreisen und begann, mit den Töchtern eines Admirals, eines Kaufmanns und eines schottischen Baronets zu flirten. Statt sich jedoch für eine Jagdbeute zu entscheiden und sie zur Strecke zu bringen, blieb er unschlüssig und zerstreute so das Wild.

Die Saison endete im Juli, und Pücklers Brautsuche führte ihn in die Nähe von Windsor, genauer nach Titness Park, den Wohnsitz der Familie Bonham, wo er die sechzehnjährige Harriet Bonham umwarb. Die Zeit, die er mit dieser gastfreundlichen, unkomplizierten Familie verbrachte, war die glücklichste seines

Aufenthaltes. Die müßige Idylle des englischen Landlebens faszinierte ihn ungemein. Auf einsamen Spaziergängen durch die bezaubernde Landschaft gewann Pückler Harriets Herz, obwohl er eigentlich in ihre verheiratete Schwester Rosabel vernarrt war. Als er allerdings bei ihrem Vater um ihre Hand anhielt, musste er erfahren, dass sich ihre Mitgift auf weniger als ein Viertel der Summe belaufen würde, die ihm seine Informanten genannt hatten. Er trat den geordneten Rückzug an und unterhielt auch für den Rest seines Aufenthaltes gute Beziehungen zu den Bonhams.

Unter allen Ausländern, die damals England besuchten und ihre Eindrücke festhielten, ist Pückler der scharfsichtigste und humorvollste. Der Mitgiftjäger zeichnet seine Reise nach und schildert, welche Wirkung Land und Leute auf ihn hatten. Er bewegte sich nicht nur in den besseren Kreisen, sondern wohnte auch den Vergnügungen der unteren Schichten bei: volkstümlichen Theateraufführungen, Monströsitätenschauen und „Rattenhetzen“ (ein Spiel, bei dem Ratten in einer kleinen Arena von einem Hund gejagt und getötet wurden). Er besichtigte alle Sehenswürdigkeiten Londons, bereiste ausgiebig die englischen Provinzen – vor allem natürlich, um die großen Parks zu besuchen – und lernte zahlreiche illustre Persönlichkeiten der Zeit kennen. Seine Schilderungen charakteristischer Szenen in den

verschiedensten Milieus sind meisterhaft. Es gab vieles, das er an England und den Engländern bewunderte – den Unternehmungsgeist der Ingenieure und Kaufleute, die Bildung und Kultiviertheit der herrschenden Elite, die Pressefreiheit, den Respekt vor dem Privateigentum und die Gleichheit vor dem Gesetz –, und er hoffte, dass die deutschen Staaten sich ein Beispiel am Pragmatismus und der Dynamik Englands nehmen würden.

Auch über die feine Londoner Gesellschaft hatte er eine Menge zu sagen, wurde jedoch schnell von der naiven Bewunderung geheilt, die er anfangs an den Tag gelegt hatte. Der engstirnige Snobismus der bedeutendsten Gastgeberinnen, die geringschätzigen Spötteleien der Dandys, die Arroganz, die oberflächliche Selbstsucht und der triviale Gesprächston der Mehrheit seiner Standesgenossen – das alles verabscheute er zutiefst. Pücklers ablehnende Haltung war zum Teil auf persönlichen Groll zurückzuführen, denn wenngleich er Zugang zu den besten Kreisen hatte, spürte er, dass man ihm mit Misstrauen begegnete. Und obwohl ihm bewusst war, dass dieses Misstrauen angesichts seiner Absichten durchaus berechtigt war, ärgerte ihn die Überheblichkeit, mit der die selbstbewusstesten Engländer Ausländer im Allgemeinen betrachteten. In meinem Text werden Pücklers Bemerkungen über England, ob positiv oder negativ, in den Kontext der Ansichten anderer deutscher Besucher und der zeitgenössischen britischen Haltung gegenüber Deutschland gestellt. Seine Reise wird so als ein Kapitel in der Entwicklung der kulturellen Beziehungen zwischen England und Deutschland betrachtet.

Im Herbst 1827 war Pückler bereits ein Jahr in England, und Lucie wurde allmählich unruhig. So richtete er sein Augenmerk auf Elizabeth Hamlet, das einzige Kind eines Ju-

weliers und Selfmade-Millionärs aus dem Londoner West End. Ihre Mitgift belief sich auf die atemberaubende Summe von 200.000 Pfund, und um sicher zu gehen, dass er diesmal keinen Fehler beging, engagierte Pückler einen Heiratsvermittler. Sorgfältig geplant und ausgeführt, wurde dieser neuerliche Vorstoß zum entschlossensten Versuch des Fürsten, die Gunst einer Engländerin zu gewinnen.

Schützenhilfe erhielt er dabei von Herrn Hamlet selbst, der darauf erpicht war, seine Tochter als Fürstin zu sehen. Die zurückhaltende und tugendhafte Elizabeth fühlte sich auch tatsächlich stark zu Pückler hingezogen, war jedoch so entsetzt darüber, dass er und seine Frau sich im beiderseitigen Einvernehmen hatten scheiden lassen (in England damals eine Unmöglichkeit), dass sie seinen Antrag schließlich ablehnte.

Die Niederlage war ein schwerer Schlag für Pückler. Dennoch wollte der Mitgiftjäger nicht mit leeren Händen nach Hause zurückfahren und beschloss, für eine weitere Saison in England zu bleiben. Einen Großteil seiner Zeit widmete er seinem – wie er selbst es nannte – „Geschäft“ und suchte in London und Brighton nach geeigneten Bräuten. In seiner Freizeit traf er sich mit ausländischen Diplomaten, besuchte Theaterveranstaltungen und entspannte sich in den beiden Londoner Clubs, deren Mitglied er war. Er hatte außerdem eine Affäre mit einer blutjungen französischen Näherin und mehrere Begegnungen mit Prostituierten, von denen er Lucie in ihrer Korrespondenz berichtete. Die große Offenheit und Detailgetreue seiner pikanten Schilderungen machen diese Briefe zu einzigartigen Zeitdokumenten. Diese und andere Annehmlichkeiten finanzierte Pückler durch das Kartenspiel, das angesichts seiner abnehmenden Kreditwürdigkeit zu einer immer bedeutenderen Einkommensquelle wurde.



Gleichwohl befanden sich seine Finanzen zu Beginn der 1828er Saison in einem äußerst bedenklichen Zustand. Schlimmer noch war, dass die von seinen Feinden initiierte Rufmordkampagne immer stärkeren Erfolg zeitigte. Dennoch machte er weiter, wiederholte einige der im vorangegangenen Jahr unternommenen Versuche und nahm sogar die Jagd nach der unsympathischen Miss Gibbings wieder auf. Im April lernte er dann die gefeierte deutsche Sopranistin Henriette Sontag kennen, eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, die sich auf einer triumphalen Tournee durch England befand. Zum ersten Mal in seinem Leben verliebte er sich und vergaß über der leidenschaftlichen Affäre sogar sein „Geschäft“. Die Romanze fand jedoch ein jähes Ende, als die Sängerin sich daran erinnerte, dass sie mit einem anderen Mann verlobt war.

Pückler, der seine Mitgiftjagd aufgegeben hatte und Henriette heiraten wollte, war vom Ausgang der Beziehung am Boden zerstört. Er setzte seine Brautsuche noch eine Weile halbherzig fort, dann zwang ihn jedoch ein unangenehmer Vorfall dazu, seine Bemühungen einzustellen. Die Angelegenheit betraf Pückler und Letitia Bonaparte-Wyse, eine Nichte Napoleons, die sich von ihrem irischen Mann getrennt hatte. Als sie versuchte, sich zu ertränken, führte man dies fälschlicherweise darauf zurück, dass Pückler ihre Liebe nicht erwiderte. Seine Feinde, besonders Cumberland, schlugen aus diesem Gerücht erfolgreich Kapital; und der Fürst war gezwungen, London zu verlassen.

Pückler kehrte frauenlos und gedemütigt nach Deutschland zurück. Sein Enthusiasmus wurde jedoch schon bald erneut geweckt, als Lucie ihm vorschlug, aus seinen Briefen an sie ein Buch zu machen. Er stürzte sich in die Arbeit, entfernte allzu Privates aus den Briefen, ersetzte Namen durch Initialen und fügte weitere Passagen aus seinen Reisealben und

aus dem Gedächtnis ein. Während die Briefe im Original bisweilen düster anmuten, von Rückschlägen, Geldsorgen und Liebesnöten berichten, enthält die unter dem Titel *Briefe eines Verstorbenen* veröffentlichte Druckfassung vornehmlich die unbeschwerten Beobachtungen eines müßigen Aristokraten. Die Briefe wurden zur Sensation und zu einem der meistverkauften Bücher im Deutschland der 1830er Jahre. Der große Erfolg war zum Teil auf das wachsende Interesse an England zurückzuführen. Noch wichtiger war der Ruhm, den der Autor als Fürst und Dandy genoss. Indem er bürgerliche Leser in seine privilegierte Welt einführte, wurde Pückler zum ersten deutschen Schriftsteller, dem es gelang, aus seiner edlen Herkunft Profit zu schlagen.

In Großbritannien erschien das Buch 1831-32 in einer Übersetzung der angesehenen Literatin Sarah Austin unter dem Titel *Tour of a German Prince* und war dort beinahe ebenso erfolgreich wie in Deutschland. Man war neugierig zu erfahren, was ein intelligenter Ausländer über England dachte und hoffte gleichzeitig auf Indiskretionen über die Spitzen der Gesellschaft. Dies trieb die Nachfrage so in die Höhe, dass man gezwungen war, auch nachts zu drucken. Das Buch rief zu gleichen Teilen Entrüstung und Heiterkeit hervor, und die Polemiken der Kritiker verlängerten das öffentliche Interesse ebenso wie die literarischen Karikaturen Pücklers in Charles Dickens' Roman *Pickwick Papers* und einigen anderen populären, aber kurzlebigeren Werken. Auch in den Vereinigten Staaten verkaufte sich die Übersetzung sehr gut.

Für Pückler bedeutete der gute Absatz der Briefe eines Verstorbenen, dass er den drohenden Notverkauf des Gutes Muskau abwenden konnte. Letzten Endes hatte England seine Kassen doch gefüllt. Der Fürst war nun je zur Hälfte Landschaftsgärtner und Schriftsteller und brach 1835 auf der Suche nach Stoff für



Peter James Bowman

neuerliche Reiseberichte zu einer fünfjährigen Reise durch Nordafrika, die Levante und die Türkei auf. Pückler war inzwischen eine Berühmtheit geworden, über dessen Leben die Zeitungen genauestens berichteten. Als er von seiner Reise eine abessinische Konkubine heimbrachte, die er auf einem sudanesischen Sklavenmarkt erstanden hatte, erhöhte das nur noch seinen Bekanntheitsgrad. An seinen Büchern, die ins Französische, Englische und viele andere Sprachen übersetzt wurden, verdiente er mehr als jeder andere deutsche Schriftsteller seiner Zeit. Um die Mitte der 1840er Jahre hatten sie jedoch den Reiz des Neuen verloren, und er hörte auf zu schreiben. Das Gut Muskau war allerdings noch immer hoch verschuldet, und Pückler, der seinen Lebensabend um jeden Preis schuldenfrei verbringen wollte, verkaufte den Besitz schließlich im Jahre 1845.

Für Lucie bedeutete der Verlust ihres Heims einen schweren Schlag. Am Ende fand sie sich jedoch damit ab, auf Pücklers wesentlich kleineres Gut Branitz zu ziehen, wo der Fürst einen zweiten Park anlegte. In seinen späteren Lebensjahren entwarf er auch Parks für etliche gekrönte Häupter, und sein Buch *Andeutungen über Landschaftsgärtnerei* ist bis heute ein immer wieder neu aufgelegter Klassiker auf diesem Gebiet. Zu den von ihm eingeführten Neuerungen gehörte unter anderem die Eingliederung von Lebens- und Arbeitsbereichen

in geformte Parklandschaften – eine wichtige Inspiration für die Stadtplanungs- und Raumordnungspioniere Amerikas.

Die zweite Hälfte von Pücklers Leben wird in Kürze erzählt, wobei sein Verhältnis zu den Engländern, die er weiterhin mit einer Mischung von Bewunderung und Ablehnung betrachtete, besondere Berücksichtigung findet. Im Jahre 1851 besuchte er England anlässlich der großen Weltausstellung zum dritten und letzten Mal. Wieder schilderte er seine Londoner Erlebnisse in täglichen Briefen an seine geschiedene Frau. Lucie starb 1854, und die verbleibenden Jahre waren für Pückler oft einsam. Er nahm am gesellschaftlichen Leben Berlins teil, reiste in Europa umher und verschönerte Branitz. Er starb 1871 im Alter von 85 Jahren.

Referent:

PHD Peter James Bowman

Veranstalter:

IBZ München e.V.

Der Jemen am Scheideweg



Dr. Said Al-Dailami

Am 5. Dezember 2013 veranstaltete die Deutsche Gesellschaft für die Vereinten Nationen (DGVN), Landesverband Bayern, den Vortrag „Das arabische Erwachen und seine Folgen für den Jemen - eine Zwischenbilanz“. Der Referent *Dr. Said Al-Dailami* ist gebürtiger Jemenite, aber in Deutschland aufgewachsen und lehrt als Politik- und Islamwissenschaftler an der Universität der Bundeswehr in München. Seine alte Heimat hatte er kurz zuvor besucht und konnte daher mit aktuellen Eindrücken aufwarten.

Zum Jahresanfang 2011 wurde der Jemen als einer der ersten arabischen Staaten von der Protestbewegung für Freiheit und wirtschaftliche Besserstellung ergriffen. Eine führende Aktivistin, *Tawakkol Karman*, erhielt 2011 für ihr mutiges Engagement den Friedensnobelpreis.

Drei Jahre danach ist die Transformation noch längst nicht abgeschlossen. Denn gerade im Jemen stehen viele Hindernisse entgegen. Alteingesessene Interessen von Stämmen und Eliten werden hartnäckig verteidigt. Niemals in der Geschichte konnte die Regierung ein landesweites Gewaltmonopol durchsetzen. Machtausübung war stets nur durch geschickte Kooptierung von Interessengruppen möglich. Proporzdenken steht damit im Vordergrund, nicht das Mehrheitsprinzip. Die patriarchalisch geprägte Gesellschaft akzeptiert zudem starke Führer - überhaupt werden Staat und Politik

von Personen geprägt, nicht von Institutionen. Auch ist es kulturell akzeptiert, dass Machtinteressen mit Gewalt durchgesetzt werden.

Erschwerend kommt hinzu, dass der Jemen das Armenhaus der arabischen Welt ist. Die wenigen Einnahmen, z.B. aus dem Fischfang oder aus Ölfeldern begrenzter Kapazität, sind ungleich verteilt. Das starke Bevölkerungswachstum tut ein Übriges:

Familien haben im Durchschnitt 4,5 Kinder. Ein politischer Konsens kann im Jemen schnell entlang ethnischer, religiöser und politischer Bruchlinien aufbrechen. So kennzeichnen Stammesrivalitäten das Land. In religiöser Hinsicht ist der Jemen vom sunnitisch-schiitischen Gegensatz geprägt. Die Sunniten (zwei Drittel) stehen heute unter wachsendem Einfluss des Nachbarlandes Saudi-Arabien, das eine dem Jemen fremde, rigide Richtung des Islam propagiert, den Wahabismus. Dessen politische Repräsentantin ist die mächtige Islah-Partei – die wichtigste Gegenspielerin des jahrzehntelangen Staatspräsidenten Ali Abdullah Salih. Im Gegenzug sucht die Islamische Republik Iran die schiitischen Huthis zu unterstützen und zu instrumentalisieren. Sie dominieren den Nordwesten des Landes. Zunehmend kommt es dort zu gewalttätigen Konfrontationen zwischen Sunniten und Schiiten.

Eine militante Version des Wahabismus vertritt die Terrorgruppe al-Qaida, die sich in armen, entlegenen und wenig kontrollierten Regionen eingenistet hat. Immer wieder macht sie auch in der Hauptstadt Sana'a mit brutalen Anschlägen von sich reden. Für Touristen ist der Jemen mit seiner Jahrtausende alten Kultur daher leider inzwischen tabu.

Im Südjemen haben Sezessionisten Zulauf. Denn die vom ärmeren Norden betriebene Vereinigung (1990) ist dort bis heute unbeliebt. Damals prallten zwei Kulturen aufeinander:



Knappschaftskrankenhaus im Jemen

der konservative, religiöse Norden und der säkulare, sozialistische Süden.

Dr. Al-Dailami zog ein vorsichtig optimistisches Resümee. Präsident Salih sei auf internationalen Druck endlich im November 2011 zurückgetreten, ziehe freilich im Hintergrund weiterhin die Fäden. Trotz vieler Rückschläge habe sich die vom VN-Sondergesandten verdienstvoll unterstützte Nationalkonferenz kürzlich auf einen Kompromiss für eine neue Verfassung geeinigt. Das Land solle eine aus sechs Regionen bestehende, föderale Ordnung erhalten. Dieser Schritt könne eine Chance sein, aber auch zur territorialen Zersplitterung führen. Den Einfluss externer Mächte sah Dr. Al-Dailami als problematisch an. So seien die USA politisch und militärisch präsent, doch ginge es ihnen vornehmlich um den Kampf gegen den Terrorismus und die Sicherung internationaler Seewege.

Kontraproduktiv agiere Saudi-Arabien, das radikale Gruppen im Jemen unterstütze und kein Interesse habe, die Etablierung einer Demokratie an seiner Südflanke zu fördern.

Zusammenfassung:
Dr. Martin Pabst

Veranstalter:
DGVN Bayern e.V.

The Pre-Raphaelite Brotherhood – Millais, Rossetti and Holman Hunt – the mid-Victorian avant-garde

On display at the Germanisches Nationalmuseum in Nuremberg is Philipp Veit's *Germania*, a reminder of the numerous uprisings in that momentous year of 1848, which also marked the founding of the famous *Pre-Raphaelite Brotherhood*.



Germania,
Philipp Veit

The PRB, too, was about rebellion, albeit of a less political nature.

Put simply, the Brotherhood's principal members, *John Everett Millais (1829-1896)*, *Dante Gabriel Rossetti (1828-1882)* and *William Holman Hunt (1827-1910)* wanted to challenge the dominance of the *Royal Academy* and give back to British art something of the originality and freshness which they perceived in Italian painting *before Raphael (1480-1520)*.

The decisive influence on the Royal Academy in the 1840s was still *Sir Joshua Reynolds (1723-1792)*, its founder and mentor, whom the Pre-Raphaelites scornfully referred to as "*Sir Sloshua Reynolds*", suggesting that he and his admirers tended to "*slosh*" their paint on to

their canvases to conceal their artistic shortcomings.



Reynolds:
Mrs. Siddons as the Tragic Muse

As for their preference for painters who preceded *Raphael*, hence their name "*Pre-Raphaelites*", their shared view was that "*Raphaelite*" painting, while technically unsailable, was "*too remote*" from the everyday world to excite the viewer, the figures too perfectly executed to come across as genuine. In this view they were greatly supported by *John Ruskin*, the pre-eminent art critic of the 19th century. Ruskin argued in their defence that their attention to truth and detail offered the opportunity to establish a "new and noble school" of British art.

The *Pre-Raphaelites* in the heady days of the late 1840s and 1850s were interested in the genuine expression of the real world, hence their belief in painting *en plein air*. Millais' *Ophelia* demonstrates this in two ways. Firstly there is the painter's ultra-detailed rendition of the "*perfect*" river bank, with an array of wild flowers and plants that even make reference to Shakespeare's *Ophelia*.

Secondly, and rather amusingly, there is the anecdote of how the model, *Lizzie Siddal*, was placed in a bath of water in the artist's studio. It was now winter and Millais had placed oil lamps under the tub to warm the water, but was so intent on his work that he allowed them to go out. As a result, Siddal caught a severe cold, and her father later sent Millais a letter demanding £50 for medical expenses.



Millais: *Ophelia*

The “revolutionary” element in their work is also seen in Millais’ equally well-known “Christ in his Father’s Workshop”, which at the time enraged the great *Charles Dickens*.



Millais: *Christ in his Father's Workshop*

Of Mary, seen kneeling in the foreground, the novelist wrote that she “would stand out from the rest of the company as a monster in the vilest cabaret in France, or the lowest gin-shop in England.”

For the Establishment this was indeed no proper way of depicting the Holy Family. However, they were, all of them, “genuine” people, modeled on friends or family members. The Virgin Mary was Millais’ sister-in-law, Joseph’s head a portrait of his own father, while Christ was the son of an artist friend. The setting, the carpenter’s shop, was based on a real carpenter’s shop in Oxford Street, and the

sheep in the background were drawn from two sheep’s heads obtained from a local butcher. Truth to detail was indeed the credo of the PRB.

Another important aspect of Pre-Raphaelite art is the desire to *tell a good story*, preferably one with an intriguing element, a moral dilemma perhaps, to hold the attention. What is the background to Millais’ *The Order of Release*, or, indeed, how does the young wife secure it?



Millais:
The Order of Release

Holman Hunt’s *Claudio and Isabella* also poses a dilemma. How should a sister, and a novice nun, act when the life of a loved one, a brother, is under threat?

Holman Hunt:
Claudio and Isabella



Rossetti, brother of the poet *Christina Rossetti*, who sat as the Virgin Mary in the painting below, was in his early years equally revolutionary. His painting *Ecce Ancilla Domini* (1850) is quite unlike previous Annunciations. His Mary is a “real” person.



Rossetti:
Ecce Ancilla Domini

This brief introduction to the PRB concentrated on the principal founding members; however, it did attempt to illustrate how, over time, two in particular moved away from their early principles. Millais painted more and more for the art market, one of his paintings,



Raphael

“Bubbles”, even becoming, a little changed, the first example of a painting being used, or “exploited” for advertising purposes. Rossetti meanwhile, in the 1860s and 70’s, became increasingly engrossed with the depiction of pure sensuality:



Millais: *Bubbles*



Rossetti:
Proserpina

Many were his mistresses, including *Jane Burden* (Proserpina), the wife of *William Morris*. Millais no longer had any great desire to shock and, with growing popularity, became a baronet and even the President of the Royal Academy, which, as a much younger man, he had duly criticized.

It was only Hunt who remained more or less faithful to the group's original ambition to capture the essence of a theme. This inner drive led him to the Holy Land and the depiction of the forlorn "*Scapegoat*", a reference to the Old Testament Book of Leviticus:



Hunt: *The Scapegoat*

The story of the "Pre-Raphaelite" movement does not stop here. In the 1850s a second chapter opens up, largely associated with the work of Edward Burne-Jones...and the realism of early pre-Raphaelite works gives way to a greater interest in myth and aestheticism.

Referent:
Prof. Frank Gillard

Veranstalter:
IBZ München e.V.

Erdgucken! Oder: Was macht die Apfelblüte im Fernsehen?



Uwe Gradwohl

Hätte ein einfacher Dorfbewohner der Schwäbischen Alb im Jahr 1726 eine Chance gehabt, sich ein Bild vom Aussehen des Amazonas zu verschaffen? Einen bildhaften Eindruck vom Verlauf des größten Stroms der Erde, vielleicht auch von den Bewohnern an seinen Ufern? Und wenn er diese Chance gehabt hätte, welchen Aufwand hätte er treiben müssen, um sich ein entsprechendes Bild anzuschauen? Und welchen Aufwand hätte es bedeutet, ihm dieses Bild zur Betrachtung zur Verfügung zu stellen?


Eine Chance hätte der Mann vom Land im Jahr 1726 gerade so gehabt. 1707 wurde eine erste Landkarte des Amazonas in Quito/ Ecuador gedruckt. Der erste Druck in Europa folgte in eben jenem Jahr 1726. Ein deutscher Missionar hatte die Karte 1691 gezeichnet. Von der Zeichnung bis zur Veröffentlichung im süddeutschen Raum vergingen also 35 Jahre. Verfügbar war die Karte schließlich in den Bibliotheken der Klöster. Vom abgelegenen Dorf zum nächsten Kloster war es mindestens eine mehrstündige Reise. Also: Die Zurverfügungstellung des Bildes dauerte mehrere Jahrzehnte. Der Aufwand zur Betrachtung des Bildes kann in mehreren Stunden bis unter Umständen mehreren Tagen Reisezeit bemessen werden.

Daran hat sich im Lauf der Jahrhunderte viel geändert. Aus Zeichnungen wurden Fotos, und aus Fotos wurden Videos.

Ihre weltweite Bereitstellung per Handykamera und Web dauert nur wenige Minuten oder ist sogar live möglich. Der Anreiseweg zum Bild ist auf den Abstand des Betrachters zum bequem in der Jackentasche mitgeführten Bildschirm geschrumpft. Sich „ein Bild zu machen“ von irgendeinem Winkel der Erde ist beinahe jederzeit und an fast jedem Ort möglich.

Sich „ein Bild zu machen von der Erde“: Bei diesem Prozess spielt seit den 50er Jahren auch das Fernsehen eine gewichtige Rolle. In allen Fernsehzeitaltern finden sich Produktionen, die dem Zuschauer Einblicke in raumbezogene Prozesse an der Erdoberfläche geben – sei es die Reportage über den Vulkanausbruch oder die Dokumentation über die Entwicklung eines neuen Stadtteils. Diese Art des Fernsehschauens kann man „Erdgucken“ nennen. Erdgucken ist sozusagen eine Teildisziplin des Fernsehguckens.

Die Reihe *Länder-Menschen-Abenteuer* ist seit 1975 fester Bestandteil des Produktportfolios des Südwestrundfunks. An ihrer Entwicklung lässt sich gut verfolgen, dass im Lauf der Zeit statt der reinen Schilderung geografischer Fakten das „Storytelling“ immer wichtiger wurde. Dabei werden, um das Publikum am Bildschirm zu halten, Wissensinhalte in Verbindung mit persönlichen Geschichten von Menschen transportiert. Dieses Prinzip nutzte auch die Produktion *„Expedition Humboldt“* (2008),



in deren Rahmen ein ARD-Korrespondent entlang der historischen Reiseroute Alexander von Humboldts „Wissenschaftliches“ und „Menschelndes“ fein verwoben vorstellte.

Redaktionen sind Filter für Themen. Wie gut passieren die Erdgucker-Themen im Vergleich zu anderen Wissensthemen dieses Filter? Die Sendereihe *Planet Wissen*, die von SWR, WDR und BR-alpha hergestellt wird, ist ein guter Testballon. Seit 2002 bildet sie in bislang über 1600 Folgen ein uneingeschränktes Spektrum an Wissensthemen ab. Themen mit Bezug zu Prozessen an der Erdoberfläche sind, statistisch betrachtet, in jeder sechsten Produktion enthalten.

Fernsehen kann aus einem passiven Erdgucker einen aktiven Helfer der Forschung machen. Die Redaktion Planet Wissen fordert in jedem Frühjahr ihr Publikum auf, über das Internet den Beginn der Apfelblüte zu melden. Die gesammelten Daten werden Klimatologen zur Verfügung gestellt. Die Qualitätsprüfung dieser Daten war Gegenstand einer Staatsexamensarbeit am Institut für Physische Geographie der Universität Freiburg. Das Ergebnis: Die Datensätze der aktivierten Erdgucker kommen als Ersatz für die immer grobmaschiger werdenden phänologischen Meldernetze in Frage. (KAIFLER, 2011)

Jetzt, wo die Erde in fast allen Winkeln in kürzester Zeit von jedermann betrachtet werden kann – wie sieht da die Zukunft des

Erdguckens aus? Zum einen gibt es durch die Bilderflut der Marsrover und Marssatelliten bereits das „Marsgucken“. Zum anderen halten Astronomen mit den modernsten Teleskopen Ausschau nach einer zweiten Erde, die vielleicht um einen der Sterne am Nachthimmel kreist. Wenn diese zweite Erde gefunden wird, wird die Menschheit sie sicherlich immer genauer betrachten wollen und entsprechende Anstrengungen unternehmen. Das Erdgucken hat also noch eine spannende Zukunft vor sich.

Referent:
Uwe Gradwohl

Veranstalter:
IBZ München e.V.

Sanary-sur-Mer – Zuflucht in schwieriger Zeit



Thomas Mann
in Sanary-sur-Mer

Sanary – eine verträumte Hafenstadt an der Côte d'Azur bei Toulon wurde ab 1932 zum Zufluchtsort für zahllose deutsche Künstler und Literaten, die dem Terror entflohen, der gleich nach der „Machtübernahme“ der Nationalsozialisten mit Ausbürgerung und anderen repressiven Maßnahmen begann. Es sind viele tausende, die sich der Gewaltherrschaft entziehen und man kann sagen, dass es mit wenigen Ausnahmen ein Exodus der intellektuellen und moralischen Elite Deutschlands war, dem später österreichische und tschechische Künstler folgen, als ihre Länder von Deutschland besetzt

wurden. Da sich in Sanary einige der berühmtesten Schriftsteller aufgehalten bzw. niedergelassen haben, unter ihnen so bekannte wie Thomas und Heinrich Mann, Franz Werfel, Lion Feuchtwanger, wurde der Ort quasi zur „Hauptstadt der deutschen Literatur im Exil“.

Die Gemeinde Sanary, die seit einigen Jahren bestrebt ist, die Erinnerung an die Exilanten zu pflegen und aufrecht zu erhalten, hat am Hafen eine Tafel aufgestellt mit 68 Namen, von Bert Brecht bis Stefan Zweig; außerdem wurde ein beschilterter Rundweg mit Gedenkplaketten an 40 Häusern eingerichtet, in denen viele der Flüchtlinge damals Unterkunft gefunden hatten.

Thomas Mann war mit seiner Familie einer der Ersten, der nach Sanary kam, verweilte dort allerdings nur den Sommer 1933 über, bevor er sich im Schweizer Exil niederließ. Es war der „Protest der Wagnerstadt München“, ein infames Machwerk, unterzeichnet von sage und schreibe 48 Münchner Intellektuellen, u.a. Richard Strauß, Pfitzner, Knappertsbusch, der die nationale Exkommunikation Thomas Manns bedeutete und seine Rückkehr nach Deutschland unmöglich machte. Sein Aufenthalt, wenngleich nur kurz, war der Adelsbrief für Sanary als geistiges Zentrum der Emigration. Auch sein Bruder Heinrich blieb nur kurz in Sanary und wählte dann Nizza als ihm genehmeren Ort des Exils.



Franz Werfel und Alma Mahler-Werfel

Viele Flüchtlinge, man geht von etwa 500 aus, richteten sich aber auch dauerhaft in Sanary ein, zumal sich die Diktatur in Deutschland festigte. Zu diesen gehörten u.a. die den Nazis tief verhassten Ehepaare Feuchtwanger und Werfel. Die Friedensjahre über bis 1939 lebten die Exilanten, einerseits in schwierigen Verhältnissen und materieller Not, andererseits aber in relativer Sicherheit vor Verfolgung durch den nazistischen Terror. Zwar gab es in Frankreich bisweilen xenophobe Vorfälle, die auch von der Furcht vor etwaigen deutschen Spionen genährt waren, was durch die Nähe Sanarys zum Kriegshafen Toulon nicht ganz unbegründet erscheint; insgesamt aber wurde Frankreich seinem Ruf als „terre d’asyle“ gerecht. Spöttisch wurde der Ort auch „Sanary-les-Allemands“ genannt.



Lionel und Marta Feuchtwanger

Dass diese Sicherheit allerdings prekär war, zeigte sich bei Kriegsbeginn 1939 und insbesondere nach der Niederlage Frankreichs im Juni 1940. Bei Kriegsbeginn waren alle „feindlichen Ausländer“, egal ob ausgewiesene Antinazis und langjährige Flüchtlinge, in Lagern zusammengezogen worden. Als dann die Waffenstillstandsbedingungen festlegten, dass die Vichy-Regierung alle diejenigen Ausländer ausliefern musste, von denen die deutschen Behörden dies verlangten, wurden diese Lager zu potentiell tödlichen Fallen. Eine Auslieferung an die Deutschen bedeutete mit Sicherheit Konzentrationslager und Tod. In dieser Situation war die Flucht aus Frankreich die einzige Chance, sein Leben zu retten. Durch die Menschlichkeit einzelner Franzosen, durch die Hilfe der Résistance und schließlich auch



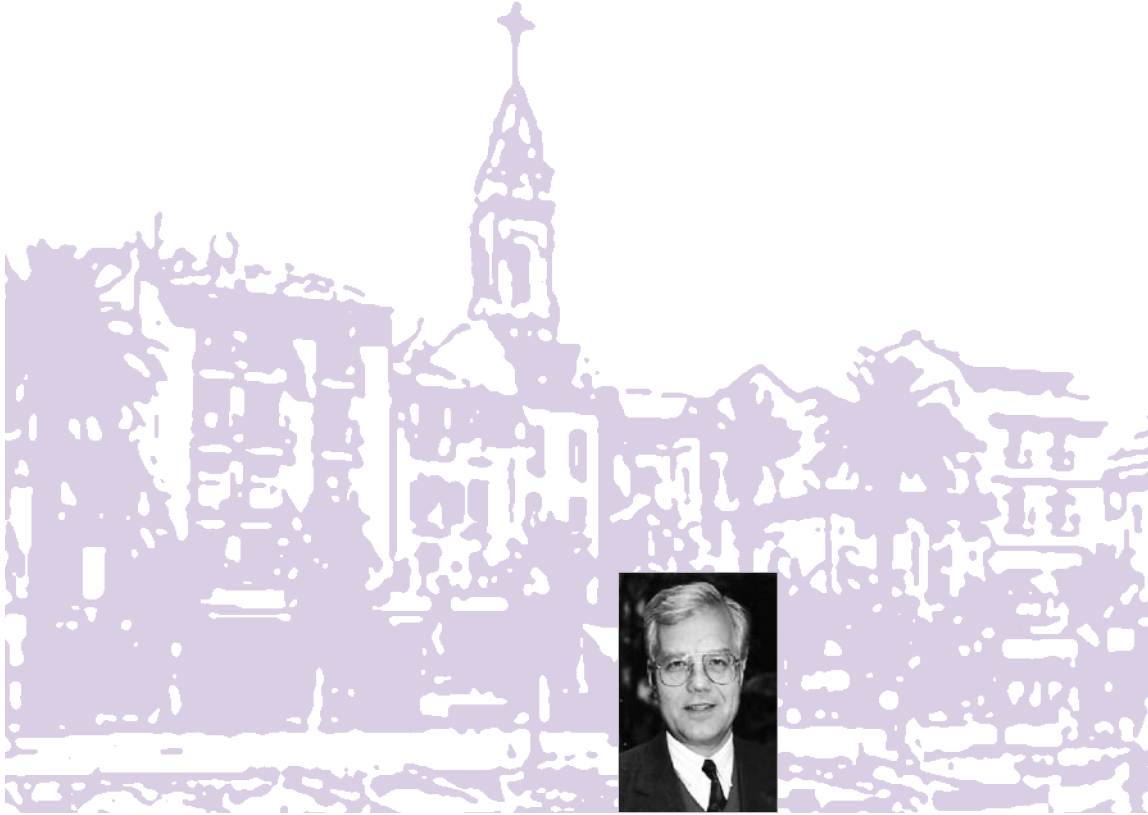
Sanary-sur-Mer

wegen eines gewissen Schlendrians bei der Bewachung der Lager, gelang vielen die Flucht; man spricht von 1200 in Südfrankreich.

Mit tatkräftiger Hilfe des von den Amerikanern entsandten Fluchthelfers Varian Fry fanden sie den Weg über die Pyrenäen, durch Spanien und Portugal in die rettenden USA. So die Ehepaare Feuchtwanger und Werfel, auch Heinrich Mann und Thomas Manns Sohn Golo, sowie viele andere. Einzelne aber sind gescheitert und haben ihrem Leben ein Ende

gesetzt, wie der Dichter Walter Hasenclever aus Verzweiflung im Lager Les Milles bei Aix-en-Provence, oder wie der besonders tragische Fall des Philosophen Walter Benjamin, der an der spanischen Grenze zurückgewiesen worden war. Der inzwischen ausgeschilderte Fluchtweg über die Pyrenäen ist nach Walter Benjamin benannt.

Zu erwähnen ist noch, dass das deutsch-französische Jugendwerk sein 40-jähriges Bestehen im Jahre 2003 in Sanary begangen hat.



Der Autor
Dr. Wolfgang Grillo

Als Fazit bleibt: Sanary stellt nur einen kleinen, wenn auch besonders prominenten Ausschnitt aus dem extremen Verlust an Intelligenzia dar, den Deutschland durch den Exodus so vieler jüdischer und nichtjüdischer Intellektueller erlitten hat, oder wie Arno Schmidt es formuliert hat:

„Es genügt nicht ganz,
wenn ein Land von sich rühmen kann,
dass es die Wiege großer Männer war;
es muss auch noch den Nachweis erbringen,
dass es ihr Grab zeigen kann“.

Referent:
Dr. Wolfgang Grillo
für den Residenzkreis München

Manifestations of History in the Andaman Islands

jeweiligen Perspektive Alternativen zur etablierten linearen Geschichtsschreibung auszuloten.

Diese neue Standortbestimmung zur Historizität fokussierte räumlich auf die Andamanen und Nikobaren und brachte somit erstmals die internationale Forschung zu dieser Region zu einem Treffen außerhalb Indiens zusammen. Eine vorläufige Zusammenfassung der Vorträge führt zu folgenden übergreifenden Aussagen: Die territoriale Abhängigkeit der Inseln vom indischen Festland hatte nicht nur Aus-



Professor Frank Heidemann

Die Konferenz „*Manifestations of History in the Andaman Islands*“ thematisierte das komplexe Verhältnis vom indischen Nationalstaat zur geographisch marginalen Inselgruppe der Andamanen aus einer historischen sowie zeitgenössischen Perspektive.

Ein populärer Rückbezug auf Geschichte im alltäglichen Leben sowie Praktiken der Geschichtsschreibung nehmen auf vielerlei Weise Einfluss auf die soziale, politische und kulturelle Gestaltung der Gegenwart. Solche identifikatorischen Verortungen können jedoch nur partiell verstanden werden, wenn ein lineares Geschichtsverständnis nach euro-amerikanischem Modell vorausgesetzt wird. Wir haben daher die TeilnehmerInnen aus unterschiedlichen Fachdisziplinen aufgefordert, aus ihrer



Philip Zehmisch

wirkungen auf Migrationen und administrative Strukturen, sondern prägte zugleich das populäre Geschichtsverständnis. Während der Konferenz kristallisierte sich heraus, dass Kolonisations- und Siedlungsprozesse, diasporische Ethnizität und Religiosität nicht nur als zeitliche Abläufe, sondern gleichermaßen als räumliche Bewegung und Verortung verstanden und mit Bedeutung belegt werden. Geschichte als die Genese der Gegenwart wird auf den Andamanen signifikant räumlich gedacht und konzipiert.

Insgesamt haben 23 WissenschaftlerInnen aus Indien, Großbritannien, USA, Australien und aus Deutschland wissenschaftliche Beiträge geliefert. Zu den vertretenen akademischen Disziplinen zählten: Ethnologie, Geschichte,



Seminarteilnehmer

Geographie, Soziologie, Humanökologie, Literaturwissenschaft, Politische Wissenschaft, Religionswissenschaft und Archäologie. In seiner Keynote Lecture bezeichnete Vishvajit Pandya die Konferenz als eine Zäsur, gewissermaßen eine „manifestation of history“, da erstmals in der Geschichte der Andamanenforschung nahezu alle aktiven Wissenschaftler mit Beiträgen zu dieser Region gemeinsam diskutieren konnten. Zum Abschluss der Vortragsreihe hatten die Teilnehmer zudem die Möglichkeit, an einer Führung durch die Sammlung und durch das Magazin des Staatlichen Museums für Völkerkunde teilzunehmen, wobei die 110 Objekte der Andamanen und Nikobaren in einem separaten Raum eigens für diese Führung präsentiert wurden.

Die Veröffentlichung eines Sammelbandes mit ausgewählten Beiträgen ist geplant.

Zusammenfassung und Veranstalter:
Philip Zehmisch
Prof. Frank Heidemann
Ludwig-Maximilians-Universität
München,
Institut für Ethnologie

Deutsche, Juden und die einheimische Bevölkerung. Überlegungen zum Holocaust im Baltikum 1941-1944

Die drei Staaten Litauen, Lettland und Estland waren erst nach dem Ersten Weltkrieg entstanden. In ihnen lebten jüdische Gemeinschaften unterschiedlicher Größe von nicht ganz 4.500 in Estland, etwa 90.000 in Lettland und – nach unterschiedlichen Schätzungen – 150.000 bis 250.000 in Litauen. Nach dem Hitler-Stalin-Pakt fielen die baltischen Staaten in die sowjetische Interessensphäre. Nachdem die Sowjetunion bereits im Herbst 1940 die Errichtung von Militärbasen erzwungen hatte, wurden die Staaten im Juni 1940 von der Sowjetunion annektiert und im August desselben Jahres auch formal dem Staatsverband angegliedert. Enteignungen und die Umgestaltung der Wirtschaft nach sowjetischem Muster sowie die Entmachtung und Verfolgung der alten Elite kulminierten im Juni 1941 in deren Deportation nach Sibirien.

Unmittelbar nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion, am 22. Juni 1941, marschierten deutsche Truppen in den baltischen Staaten ein. Nach der vollständigen Machtübernahme durch die deutschen Besatzer begannen systematische Verfolgungs- und Vernichtungsmaßnahmen gegen die verbliebene jüdische Bevölkerung, in deren Verlauf Estland als erstes Land auf der Wannseekonferenz im Januar 1942 als „judenfrei“ bezeichnet wurde. In Litauen mit seiner relativ großen jüdischen Bevölkerung,

die in wirtschaftlichen Führungspositionen stark vertreten war, sonst aber das gesamte Spektrum vor allem städtischer Berufe umfasste, kam es zu einer besonders schnellen und brutalen Vernichtungsorgie, die den Verfolgten die geringste Überlebenschance unter allen von den Deutschen besetzten Ländern beließ.

Am Beispiel Litauens lässt sich zeigen, warum die Erinnerung an den Zeitraum 1940-1944/45 noch heute ein besonders umstrittenes Thema im Geschichtsdiskurs der Region ist.

Unmittelbar nach dem deutschen Einmarsch erfolgten Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung und Massenerschießungen von Männern, die schließlich spätestens Ende Juli/Anfang August 1941 in den systematischen Massenmord an allen Juden einmündeten. Ab Sommer 1943 wurden dann die Ghettos liquidiert und damit auch die letzten Opfer, deren Arbeitskraft ihr zeitweiliges Überleben bis dahin ermöglicht hatte, ermordet.

Voraussetzung für die Effizienz des Mordens war die Vorbereitung durch lokale Stellen – von der Erfassung und Zernierung der Juden bis zur Auswahl einer Erschießungsstätte. Auch bei den Erschießungen selbst wurden die deutschen Kommandos und litauischen Polizeieinheiten oft von lokalen Helfern „unterstützt“. Die deutschen Besatzer trafen in Litauen auf ein Umfeld, das ihren ideologisch-rassistischen



Bericht Walter Stahleckers über die 1941 erfolgten Hinrichtungen der Einsatzgruppe A



Deutsche rassistische antisowjetische Propaganda in Riga 1942

Plänen in exzeptioneller Weise entgegenkam. Auf individueller Basis konnte man sicherlich mit einem Bündel ineinander übergreifender Motive rechnen: Neben ideologischer Überzeugung, persönlichem Hass und Beutegier, Machtgefühl und Karrieredenken musste vor allem im Hinblick auf die Junitage auch eine vermeintliche „Vergeltung“ in Rechnung gestellt werden. Nicht zuletzt die Verlautbarungen litauischer Auslandsorganisationen und die Beschlüsse der provisorischen Regierung zeigten, welchen Wirkungsgrad das Feindbild vom „jüdischen Bolschewismus“ inzwischen erreicht hatte. Der Wandel zum rassistischen Opferkriterium freilich war einzig und allein den deutschen Besatzern zuzuschreiben. Die systematische Vernichtung der litauischen Juden war ein von deutscher Seite, insbesondere durch die Sicherheitspolizei, initiiertes und ausgeführter Vorgang.



Juni 1941: Mit LKWs und Bussen nach Kaunas transportierte, festgenommene Jüdinnen werden von litauischen Aufständischen in Empfang genommen.

Referent:

PD Dr. Joachim Tauber

ehemals Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. (IKGS)

Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU)

Zusammenfassung:

Juliane Brandt, IKGS

Organ Transplantation in Times of Donor Shortage – Challenges and Solutions

Die Geschichte der Organtransplantation stellt eine der Erfolgsgeschichten im Bereich der Medizin dar. War der therapeutische Handlungsspielraum bei schweren Organschäden bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts begrenzt und die Zahl der Toten hoch, entwickelte sich die Organtransplantation von ihren experimentellen Anfängen in den 1950ern bis heute zu einer Routinebehandlung, mit deren Hilfe Tausende von Leben weltweit gerettet werden konnten. Ungeachtet dieser beeindruckenden Ergebnisse begleitet ein Problem kontinuierlich die Transplantationsmedizin: Der Mangel an Spenderorganen. Durch die steigende Lebenserwartung und dem damit einhergehenden Anstieg chronischer Krankheiten, die zum Funktionsausfall lebenswichtiger Organe führen können, wird die Mangelsituation in den nächsten Jahrzehnten zudem verschärft. Einem wachsenden Bedarf steht also ein stagnierendes oder sogar schrumpfendes Angebot an Organen gegenüber, mit gravierenden Folgen: Durchschnittlich sterben in Deutschland jeden Tag drei Menschen, deren Leben durch eine Transplantation gerettet werden könnte.

Die kontrovers diskutierte Frage, welche Strategien zur Linderung des Mangels an Spenderorganen akzeptabel sind, berührt medizinische, ethische, rechtliche, politische, ökonomische, soziale und psychologische Aspekte. Um etablierte Lösungen im Hinblick

auf ihre Funktionalität zu hinterfragen und innovative Antworten für das Problem des Organmangels zu entwickeln, veranstaltete das Institut für Ethik, Geschichte und Theorie der Medizin der LMU (Leitung: *Prof. Dr. Georg Marckmann*) vom 25.02. – 01.03.2013 eine vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderte Klausurwoche. Im Rahmen der fünftägigen Veranstaltung, die von *PD Dr. Dr. Ralf Jox* und *Dr. Galia Assadi* organisiert und geleitet wurde, präsentierten 15 fachlich ausgewiesene, internationale Nachwuchswissenschaftler der Disziplinen Philosophie, Medizin, Ethnologie und Jura (aus Europa, USA, Kanada und dem Iran) 30-minütige Vorträge zu verschiedenen Aspekten der Organtransplantation. Hierbei standen vier Themenkomplexe im Zentrum des wissenschaftlichen Interesses: Hirntod und postmortale Organspende, Organspende nach Herz-Kreislauf-Tod, Organspendesysteme in außereuropäischen Gesellschaften sowie Xenotransplantation (die Transplantation tierischer Gewebe und Organe).

Intensiv diskutiert wurden u.a. verschiedene Begründungsmodelle, mit Hilfe derer die Zahl der Organspenden erhöht werden könnte. Hierbei standen z. B. die Vorteile und Nachteile der Widerspruchslösung zur Debatte sowie die Frage, ob Altruismus eine tragfähige Begründung für Organspenden darstellen kann.



Wissenschaftlicher Austausch
zwischen den internationalen Teilnehmern
in den Räumen des IBZ

Grundsätzlich wurde auch in Frage gestellt, ob es eine moralische Verpflichtung zur Organspende gibt und ob die Organtransplantation überhaupt eine gerechtfertigte Verwendung finanzieller Ressourcen im Gesundheitswesen darstellt. Als besonders fruchtbar erwies sich der Blick über Nationengrenzen hinweg. Dieser verdeutlichte, welche Vor- bzw. Nachteile die in Norwegen, Spanien Holland oder den USA praktizierten Modelle aufweisen, womit neue Impulse für die deutsche Debatte geliefert wurden.

Inhaltlich ergänzt wurden die Präsentationen der Teilnehmer durch einen Expertenvortrag des Philosophen Prof. Dr. Ralf Stoecker aus Bielefeld zur Hirntod-Problematik, eine Exkursion an das Transplantationszentrum der LMU in Großhadern und bei einem Filmabend mit dem Münsteraner Theologen Prof. Dr. Traugott Roser. Um die Ergebnisse einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, vervollständigten drei Abendveranstaltungen mit international renommierten Experten das Programm der Woche. Diese wurden in Kooperation mit dem Münchner Kompetenzzentrum Ethik (*Verteilungsgerechtigkeit am Beispiel der Organtransplantation*), dem Center for Advanced Studies (*Organ Transplantation and the Gap between*

Supply and Demand – International Perspectives) und der Katholischen Akademie in Bayern (*Organtransplantation in Deutschland – Was können wir aus den Skandalen lernen?*) realisiert. Über die letzte, in Kooperation mit dem SZ-Gesundheitsforum organisierte Veranstaltung erschien auch eine ganzseitige Dokumentation in der Süddeutschen Zeitung.



Referenten der Veranstaltung
*Verteilungsgerechtigkeit am Beispiel der
Organtransplantation.*

Von l. nach r.: Dr. Fateh-Moghadam, Prof. Rosenau,
Prof. Schroth, Prof. Rahmel, Prof. Nida-Rümelin

Zusammenfassung und Veranstalter:

Dr. Galia Assadi

PD Dr. Dr. Ralf Jox

Prof. Dr. Georg Marckmann

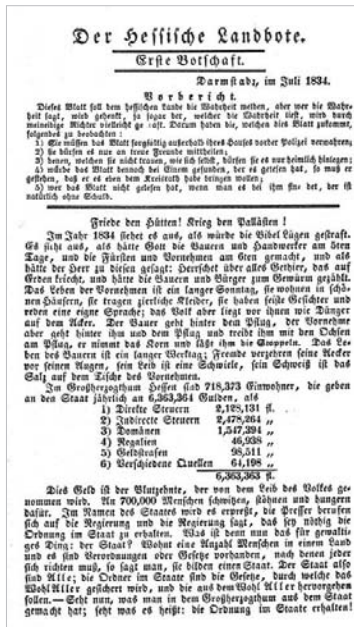
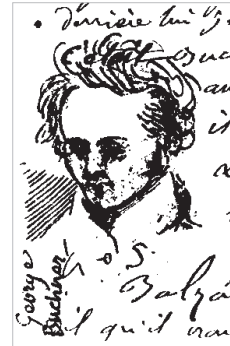
Ludwig-Maximilians-Universität

München,

Institut für Ethik, Geschichte und
Theorie der Medizin

„Friede den Hütten! Krieg den Pallästen!“ Der Hessische Landbote in interdisziplinärer Perspektive

Alexis Muston
Skizze seines Freundes
Georg Büchner, 1835

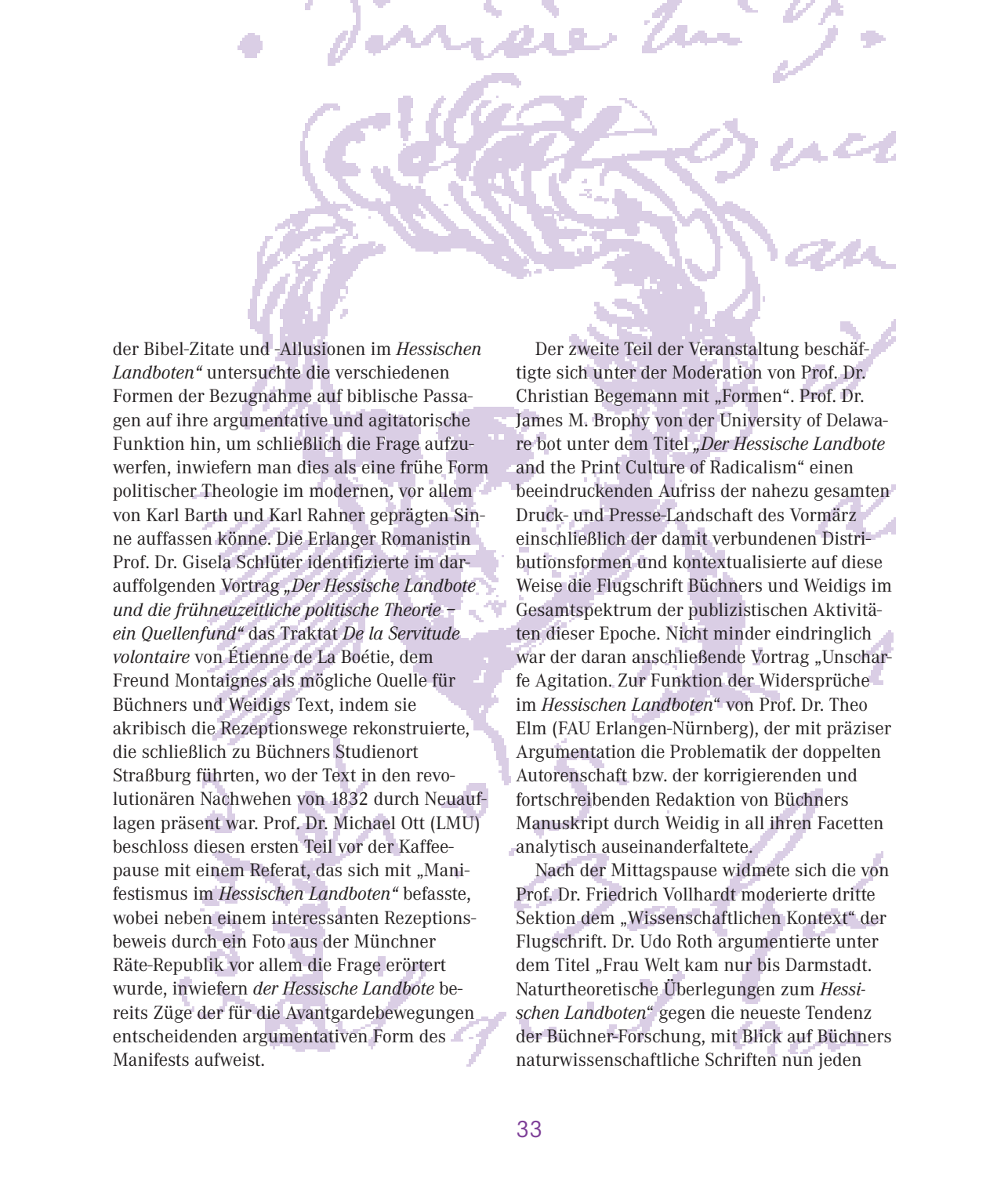


Erste Seite des
„Hessischen Landboten –
Erste Botschaft“

Anlass der Tagung war die 200. Wiederkehr
des Geburtstags Georg Büchners, des im Alter
von nur dreiundzwanzig Jahren verstorbenen
Dichters, Naturwissenschaftlers, Autors, Neuro-
logen und Sozialrevolutionärs, dessen Werk

zwar zu Lebzeiten wenig Beachtung fand,
und nach seinem frühen Tod zunächst sogar
in Vergessenheit geriet, das aber dafür nach
seiner Wiederentdeckung am Ende des 19.
Jahrhunderts und im Verlauf des 20. Jahrhun-
derts umso mehr an wissenschaftlicher Wert-
schätzung gefunden hat, wie die umfanglich
kommentierte Marburger historisch-kritische
Edition dokumentiert. Trotz dieser beachtli-
chen Forschungskonjunktur, die das aus den
naheliegendsten Gründen überschaubare
Œuvre Büchners mittlerweile erfahren hat, gibt
es auch Bereiche, bei denen seit den bahn-
brechenden Arbeiten der 1970er Jahre wenig
innovative Arbeit geleistet worden ist. Dies gilt
in besonderem Maße für die gemeinsam mit
Friedrich Ludwig Weidig verfasste Flugschrift
Der Hessische Landbote, weswegen die Münche-
ner Büchner-Tagung ausschließlich diesem Text
gewidmet wurde. Neben den zehn Referenten
konnten Prof. Dr. Christian Begemann, Prof.
Dr. Friedrich Vollhardt und Prof. Dr. Clemens
Pornschnegler für die Moderation der einzelnen
Sektionen gewonnen werden.

Nach kurzer Begrüßung der Zuhörer und
Mitwirkenden, die Dr. Udo Roth im Namen der
Veranstalter um 9 Uhr vornahm, folgte die erste
Sektion, die „Historische und systematische
Grundlagen“ der Flugschrift in den Blick nahm.
Der erste Vortrag von PD Dr. Markus May mit
dem Titel „Politische Theologie? Zur Funktion



der Bibel-Zitate und -Allusionen im *Hessischen Landboten*“ untersuchte die verschiedenen Formen der Bezugnahme auf biblische Passagen auf ihre argumentative und agitatorische Funktion hin, um schließlich die Frage aufzuwerfen, inwiefern man dies als eine frühe Form politischer Theologie im modernen, vor allem von Karl Barth und Karl Rahner geprägten Sinne auffassen könne. Die Erlanger Romanistin Prof. Dr. Gisela Schlüter identifizierte im darauffolgenden Vortrag „*Der Hessische Landbote und die frühneuzeitliche politische Theorie – ein Quellenfund*“ das Traktat *De la Servitude volontaire* von Étienne de La Boétie, dem Freund Montaignes als mögliche Quelle für Büchners und Weidigs Text, indem sie akribisch die Rezeptionswege rekonstruierte, die schließlich zu Büchners Studienort Straßburg führten, wo der Text in den revolutionären Nachwehen von 1832 durch Neuauflagen präsent war. Prof. Dr. Michael Ott (LMU) beschloss diesen ersten Teil vor der Kaffeepause mit einem Referat, das sich mit „Manifestismus im *Hessischen Landboten*“ befasste, wobei neben einem interessanten Rezeptionsbeweis durch ein Foto aus der Münchner Räte-Republik vor allem die Frage erörtert wurde, inwiefern *der Hessische Landbote* bereits Züge der für die Avantgardebewegungen entscheidenden argumentativen Form des Manifests aufweist.

Der zweite Teil der Veranstaltung beschäftigte sich unter der Moderation von Prof. Dr. Christian Begemann mit „Formen“. Prof. Dr. James M. Brophy von der University of Delaware bot unter dem Titel „*Der Hessische Landbote and the Print Culture of Radicalism*“ einen beeindruckenden Aufriss der nahezu gesamten Druck- und Presse-Landschaft des Vormärz einschließlich der damit verbundenen Distributionsformen und kontextualisierte auf diese Weise die Flugschrift Büchners und Weidigs im Gesamtspektrum der publizistischen Aktivitäten dieser Epoche. Nicht minder eindringlich war der daran anschließende Vortrag „Unschärfe Agitation. Zur Funktion der Widersprüche im *Hessischen Landboten*“ von Prof. Dr. Theo Elm (FAU Erlangen-Nürnberg), der mit präziser Argumentation die Problematik der doppelten Autorenschaft bzw. der korrigierenden und fortschreibenden Redaktion von Büchners Manuskript durch Weidig in all ihren Facetten analytisch auseinanderfaltete.

Nach der Mittagspause widmete sich die von Prof. Dr. Friedrich Vollhardt moderierte dritte Sektion dem „Wissenschaftlichen Kontext“ der Flugschrift. Dr. Udo Roth argumentierte unter dem Titel „Frau Welt kam nur bis Darmstadt. Naturtheoretische Überlegungen zum *Hessischen Landboten*“ gegen die neueste Tendenz der Büchner-Forschung, mit Blick auf Büchners naturwissenschaftliche Schriften nun jeden

Text des Autors aus einer ideologisch wie methodisch verengten Perspektive – Stichwort: animal studies – deuten zu wollen, zumal so wesentliche ideengeschichtlich relevante Aspekte kontinuierlich ausgeblendet würden. Oliver Bach (LMU) unternahm es danach, die rechtsphilosophischen Diskurse des *Hessischen Landboten* im kritischen Bezug auf die damals im Entstehen begriffene rechtshistorische Schule zu beleuchten. Sein Vortrag trug den Titel „Diese Gerechtigkeit ist nur ein Mittel, euch in Ordnung zu halten – *Der Hessische Landbote*, seine Bemühungen für eine (Re)Prinzipalisierung des Rechts und seine implizite Kritik am Optimismus der historischen Schule (Stahl, Savigny)“.

(Der angekündigte Vortrag von Prof. Dr. Gideon Stiening zum Thema „Was ist der Staat? Zur Rousseau-Rezeption im Hessischen Landboten“ musste leider aus Gesundheitsgründen entfallen, wird aber im geplanten Tagungsband enthalten sein.)

Auf die Kaffeepause folgte die letzte Sektion, die sich unter der Moderation von Prof. Dr. Clemens Pornschlegel mit „Wirkung und Rezeption“ der Flugschrift befasste. Während Dr. Cornelia Rémy (LMU) in „Nach dem *Landboten*: Büchner und Gutzkow“ sich mit dem wohl wichtigsten frühen Rezipienten Büchners befasste und versuchte, die Reaktion des

bürgerlich Liberalen Gutzkow auf die Herausforderung des radikalen Sozialrevolutionärs Büchner präziser als bislang in der Forschung geschehen zu erfassen, hatte sich Prof. Dr. Sven Hanuschek (LMU) ein Beispiel der jüngeren Rezeptionsgeschichte des *Hessischen Landboten* zur Analyse vorgenommen, die Erzählung *Tod Weidigs* des im letzten Jahr verstorbenen Schweizer Schriftstellers Jürg Amann. Prof. Dr. Hanuscheks Vortrag „*Es muss endlich aufgeklärt werden*. Weidig, Büchner und *Der Hessische Landbote* im Werk von Jürg Amann“ legte überzeugend dar, wie subtil Amann den unter mysteriösen Umständen erfolgten Tod des Vormärz-Revolutionärs Weidig im Darmstädter Gefängnis mit den Todesfällen der RAF in der JVA Stuttgart-Stammheim überlagert, um so auf die Kontinuität solcher nie restlos aufgeklärter Todesfälle in deutschen Haftanstalten hinzuweisen, die den Verdacht nähren, es könnte sich dabei um Justizmorde gehandelt haben.

Insgesamt lässt sich konstatieren, dass die Konzentration auf einen Text und einen Tag für eine hohe inhaltliche Dichte der Veranstaltung gesorgt hat, wie etwa auch in Gesprächen am Rande der Tagung mit den Referenten, aber auch mit anwesenden Kollegen und dem Publikum bestätigt wurde. Die Bündelung der einzelnen Aspekte zeigte allerdings auch, wie viel an Deutung und Kontextualisierung diese



Georg Büchner portraitiert vom Darmstädter Theatermaler Philipp August Joseph Hoffmann, 1833

im Vergleich zu anderen Texten Büchners eher vernachlässigte Schrift noch erfordert.

Erfreulich waren nicht allein der doch über den gesamten Tag gute Besuch der Veranstaltung (auch seitens der Studierenden bzw. Doktoranden), sondern darüber hinaus die ungemein angeregten und neue Aspekte eröffnenden Diskussionen nach den Vorträgen, die ihre Fortsetzung in den Pausen fanden.

Die Veröffentlichung der Tagungsbeiträge in einem Band, der in diesem Herbst beim Berliner Akademie Verlag erscheinen wird, ist nicht nur geplant, sondern bereits in Arbeit.

Zusammenfassung und Veranstalter:

Prof. Dr. Gideon Stiening

PD Dr. Markus May

Dr. Udo Roth

Ludwig-Maximilians-Universität

München,

Department für Germanistik

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften – Akademien als gelehrte Gesellschaften in Gegenwart und Zukunft

Wissenschaftliche Akademien

sind Vereinigungen von Gelehrten zur Erörterung eigener und fremder Forschungsergebnisse aus Natur- und Geisteswissenschaften, auch von Sprache und Literatur, sowie zu vielfältiger Wissenschaftspflege. Der Name geht zurück auf die um 385 v. Chr. von Platon in Athen gegründete Philosophenschule. Im späten 15. Jh. wurde der Akademiegedanke wieder aufgegriffen und breitete sich, von Italien ausgehend, über ganz Europa aus. Wachsendes Interesse der Obrigkeiten – die sich Nutzen für ihr Land versprochen – führte zu einem Verstaatlichungsprozess, wobei der Staat meist für den Unterhalt sorgte, die Tätigkeit der Akademien aber nicht beeinflusste. Die Frage der Nützlichkeit der Wissenschaften spielte immer, auch heute noch, eine große Rolle. Seit dem 17. Jh. entstanden Akademien in fast allen europäischen Ländern. In der Bundesrepublik gibt es zur Zeit acht Akademien, nämlich Berlin (1700), Göttingen (1751), München (1759), Leipzig (1846), Heidelberg (1909), Mainz (1949), Düsseldorf (1969) und Hamburg (2004). Hinzu kommt noch die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina in Halle (1652), die neuerdings zur Nationalakademie erklärt worden ist. Sie ist ganz anders organisiert als die acht anderen, arbeitet aber mit ihnen zusammen.

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften

mit Sitz in der Münchener Residenz hat eine Doppelnatur: einerseits ist sie gelehrte Gesellschaft, andererseits Trägerin von zahlreichen Forschungsunternehmungen. An ihrer Spitze steht der vom Plenum auf drei Jahre gewählte Präsident, ihm zur Seite steht ein Vorstand. Als gelehrte Gesellschaft hat die Akademie eine geisteswissenschaftliche und eine naturwissenschaftliche Klasse. Jede dieser Klassen hat 45 ordentliche Mitglieder unter 70 Jahren, die ihren Wohnsitz in Bayern haben müssen. Die über 70 Jahre alten ordentlichen Mitglieder behalten alle ihre Rechte, zählen aber beim numerus clausus nicht mehr mit. So hat die Akademie zurzeit 172 ordentliche Mitglieder, darunter 10 Frauen, was heißt, dass fast die Hälfte ihrer Mitglieder über 70 Jahre alt ist. Mitglied wird man durch Wahl, und zwar nur auf Vorschlag eines ordentlichen Mitglieds. Beide Klassen halten regelmäßig wissenschaftliche Sitzungen ab.

Akademievorhaben sind i. d. R. langfristige Unternehmen der Grundlagenforschung, die die Arbeitskraft und Lebenszeit eines einzelnen Forschers übersteigen. Es handelt sich vorwiegend um Editionen, Wörterbücher, Urkundensammlungen oder langfristige naturwissenschaftliche Beobachtungen. Die Arbeiten werden von Kommissionen geleitet, denen

neben Akademiemitgliedern Gelehrte aus der ganzen Welt angehören. Von den derzeit 38 Kommissionen mit 459 Mitgliedern entfallen 26 auf die geisteswissenschaftliche und 9 auf die mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse sowie 3 auf beide Klassen zusammen. Bei den Vorhaben sind rund 350 Mitarbeiter beschäftigt, davon zwei Drittel Wissenschaftler, davon wiederum ein Drittel Frauen. Finanziert wird die Akademie vorwiegend vom Freistaat Bayern, ein großer Teil der geisteswissenschaftlichen Vorhaben auch durch das Bund-Länder-Programm zu je 50 % vom Bund und vom Sitzland der Arbeitsstelle.

Die Akademie veranstaltet wissenschaftliche Tagungen und tritt durch Vortragsreihen und Podiumsdiskussionen, vielfach zusammen mit anderen Einrichtungen, an die Öffentlichkeit. Neu ist seit 2010 das Junge Kolleg, in das jährlich bis zu 6 promovierte jüngere Stipendiaten auf Grund einer Ausschreibung für die Dauer von 3 Jahren aufgenommen werden.

Auf Veranlassung des bayerischen Wissenschaftsministers Heubisch (FDP) ist die Akademie vor kurzem einer Evaluation durch eine international besetzte Strukturkommission und mehrere Evaluierungskommissionen unterzogen worden. Diese Gremien haben radikale Reformen vorgeschlagen, die hier nur

zum Teil geschildert werden können. So sei bisher die Gelehrten-gesellschaft im Vordergrund gestanden, in Zukunft hätte an erster Stelle die Forschung zu stehen, gefolgt von der Nachwuchsförderung und einer „Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Gesellschaft“, womit wohl die Gelehrten-gesellschaft gemeint ist. Die Klassen und alle Kommissionen sollten aufgelöst werden, an ihre Stelle sollten bis zu 9 Sektionen treten, die die Forschungsaktivitäten zu organisieren hätten. Die Nachwuchsförderung sei aus- und umzubauen. Radikale Verjüngung wird gefordert, niemand über 55 dürfe zum ordentlichen Mitglied gewählt und jedes Jahr müssten mindestens 30% Frauen aufgenommen werden. Ordentliche Mitgliedschaft sowie Stimm- und Wahlrecht sollten mit der Emeritierung erlöschen.

Sollten diese Vorschläge übernommen werden, wäre dies der schlimmste Eingriff, den die Akademie in ihrer 250-jährigen Geschichte erfahren würde, viel schlimmer als unter Montgelas oder unter den Nationalsozialisten. Die Gelehrten-gesellschaft, seit ihrer Gründung das Herz der Akademie, würde mit dem Wegfall der Klassen und der Rechte der älteren Mitglieder weitgehend abgeschafft. Die Interdisziplinarität wäre durch die Fachsektionen nicht mehr gegeben. Die für die Forschungen der Akademie so wichtige Leitung der



Die Bayerische Akademie der Wissenschaften in München

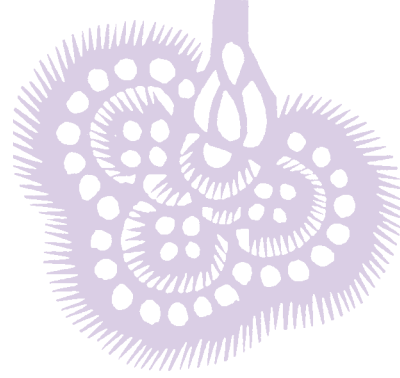
Kommissionen durch ältere Gelehrte sowie der Sachverstand ihrer rund 450 hoch spezialisierten Mitglieder würden entfallen. Die eigentlichen Träger der Forschungsarbeit, die wissenschaftlichen Mitarbeiter, alle Spezialisten in ihrem Fach, spielen in dem Gutachten keine Rolle. Nachwuchsförderung, wenn sie denn überhaupt eine Aufgabe der Akademie sein sollte, sollte hier ansetzen und nicht bei dem Jungen Kolleg, das eigentlich eher ein Fremdkörper innerhalb der Akademie ist. Man kann nur hoffen, dass die mit einer Umstrukturierung verbundenen erheblichen Mehrausgaben den Reformeifer bremsen. „Akademien sind heilige Stiftungen unserer Vorfahren“ schrieb schon 1808 der erste Generalsekretär Schlichtegroll, „wäret ihr so weit, sie vernichtet zu haben ... wo sollte der Segen herkommen, den sie ausgegossen“.



Monika Stoermer

Referentin:
Monika Stoermer
für den Mittwochskreis

Frühe chinesische Entdeckungen und Erfindungen



Chinesische Erfindungen haben vielfach Entwicklungen in Europa angestoßen und beeinflusst oder wurden direkt übernommen. Insbesondere in der Landwirtschaft, in der gewerblichen Technik, in Medizin und Gesundheitswesen, in der Mathematik und Physik sowie in der Schifffahrt haben chinesische Erfinder und Forscher schon früh Erstaunliches geleistet.

Drei chinesische Entwicklungen haben die Produktivität der Landwirtschaft wesentlich gesteigert: Der gusseiserne Pflug, die Sämaschine und die Maschine zur Trennung der Spreu vom Getreide. In Europa kannte man jahrhundertlang nur Hakenpflüge, die viel unnütze Kraft und Zeit kosteten und die Produktivität der Landwirtschaft niedrig hielten. Nachdem chinesische Pflüge im 17. Jhdt. von holländischen Seeleuten in die Niederlande gebracht wurden und von dort nach England gelangten, entwickelten sich in Europa leistungsfähige moderne Pflüge. In China gab es seit dem 1. Jhdt. vor Chr. große staatliche Gießereien. Fortschrittliche Eisenpflüge mit Streichbrettern und einstellbarer Arbeitstiefe waren keine Mangelware. Im 18. Jhdt. begann in England die Entwicklung moderner Pflüge, inspiriert durch von holländischen Seeleuten mitgebrachte chinesische Pflüge. In Europa wurde bis zum 16. Jhdt. nur mit der Hand gesät und damit viel Saatgut verschwendet. In China gab es schon im 2. Jhdt. vor Chr.

Geräte mit drei eisernen Saatscharen, mit denen ein Mann mit einem Ochsen auf sieben Hektar pro Tag in Reihen säen konnte. Die Ernteerträge lagen um ein Vielfaches über den europäischen. Zur Trennung der Spreu vom Getreide wurde in China schon im 2. Jhdt. vor Chr. eine Maschine mit einem handkurbelgetriebenen Ventilator verwendet. Vor dem 17. Jhdt. gab es in Europa keine entsprechenden Maschinen.

Gusseisen wurde in China seit dem 4. Jhdt. vor Chr. hergestellt. Ab dem 6. Jhdt. nach Chr. gab es dort richtige Hochöfen. Schon im 1. Jhdt. wurden Wassermühlen entwickelt, um Kolbenblasebälge anzutreiben und durch die erhöhte Sauerstoffzufuhr hohe Temperaturen zu erzeugen. Obwohl es in Skandinavien seit dem 8. Jhdt. Hochöfen für die Herstellung von Gusseisen gab, war Gusseisen vor 1380 in Europa nur vereinzelt zu haben.

Papier aus Hanffasern wurde im 2. Jhdt. vor Chr. in China erfunden. In Europa begann die Papierherstellung im 12. Jhdt.

Das früheste in China gefundene Porzellan stammt aus dem 3. Jhdt. nach Chr., zur Zeit der Tang-Dynastie exportierten die Chinesen bereits Porzellan. In der Sung-Dynastie, im 10. bis 13. Jhdt. waren in der Porzellanherstellung Hunderttausende Menschen beschäftigt. Portugiesen brachten 1520 die erste chinesische Porzellanerde nach Europa, wo die Entwicklung



春分竹



五華節分竹



von Verfahren zur Porzellanherstellung erst im 18. Jhd. abgeschlossen war.

Die ältesten erhaltenen chinesischen Holzdrucke als Blockdrucke stammen aus dem 8. Jhd.. Bereits im 10. Jhd. vollzog sich der Wechsel von der Schriftrolle hin zum Buch mit einzelnen Druckseiten. Von einem Buch mit einer Sammlung buddhistischer Schriften aus dem 10. Jhd. existieren heute noch mehrere Hunderttausend Exemplare. Ein Chinese namens Bi Sheng entwickelte um das Jahr 1045 den Einzelzeichensatz mit beweglichen Lettern, indem er aus Ton Schriftzeichen von der Stärke einer Münze schnitt und diese dann im Feuer hart brannte.

Die Europäer benutzten lange Zeit Schiffe ohne Steuerruder, ohne wasserdichte Schotten und mit Rahsegeln. Der größte Fortschritt bei den chinesischen Segeln war der Übergang von den querschiffs angeordneten Rahsegeln zur längsschiffs angeordneten Schonertakelung. Dadurch konnten die Schiffe auch gegen den Wind segeln. Chinesische Schiffe hatten schon seit dem 2. Jhd. Querschotten, die verhindern, dass ein leckgeschlagenes Schiff sank.

Die Geschichte der chinesischen Wissenschaft und Technik wurde maßgeblich von Joseph Needham in Cambridge erforscht und von Robert Temple in dem Buch „*The Genius of China – 3000 Years of Chinese Discovery and Invention*“ (London, 2007) zusammengefasst.



Referent:
Dr. Klaus Wild
für den Mittwochskreis



„Ich habe keine Lust am Manne und – am Weibe auch nicht“ Zum 50. Todestag von Gustaf Gründgens

Zwei Geständnisse von Marianne Hoppe

Dass dieser Ausspruch Gustaf Gründgens nicht ganz stimmt, das versicherte mir seine zweite Frau Marianne Hoppe ganz kokett im Frühjahr 2001 bei unserem Kennenlernen in dem typischen Pariser Restaurant „Chez Francis“ an der Place de l'Alma. Wir organisierten damals



Gustaf Gründgens

für „Arte“ die Avant-Premiere des Dokumentarfilms „Die Königin“ über Hoppes Schauspieler-Leben im Goethe-Institut Paris. Im Gegenteil, sie hätten miteinander geschlafen und ach, Gustaf habe so schöne Beine gehabt.

Das zweite Bekenntnis rutschte Marianne Hoppe spontan auf dem Pariser Prominenten-Friedhof „Père Lachaise“ heraus: Ja, sie hätten natürlich von den KZ gewusst und später von dem Wahnsinn der Judenvernichtung, ihr

Leben sei nur nach außen in einem Goldrahmen verlaufen, die Gagen seien damals extrem hoch gewesen, aber darunter habe eben durch die notwendige Anpassung an die Nazis ein Blut- und Trauerrand gelegen. Was ist aus Gründgens geworden, dessen erstes Engagement in Halberstadt nach der Spielzeit 1920/21 von dem Intendanten nicht verlängert wurde, weil er zwar technisch brillant, aber seelisch noch ein Embryo sei? „Sie engagiere ich erst wieder, wenn Sie ein dicker Komiker geworden sind“, meinte der Halberstädter Theaterleiter.

Des Teufels schillernder General-Intendant

Die Premiere der „Königin“ lief brillant im Pariser Goethe-Institut ab. Ich führte Marianne Hoppe nach Filmschluss durch den Saal auf die Bühne und aus dieser doch schon etwas vergesslichen Dame von rund 90 Jahren wurde wieder ... eine strahlende Königin, die den begeisterten Beifall des Publikums genoss, dabei allerdings vergaß, dass man in Paris französisch spricht.

Mich ließ Gustaf Gründgens nach diesem Treffen nicht mehr los, vor allem die Frage, warum er die Risiken als Generalintendant von Görings Gnaden auf sich genommen hatte. Und die waren hoch. Nicht umsonst schleuderte er seinem Publikum im Januar 1936 als Hamlet entgegen: „Ich habe keine Lust am Manne und (nach einer langen Pause) am Weibe auch

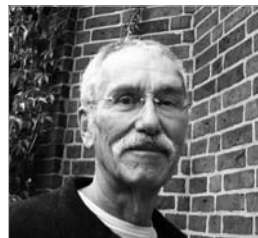
nicht“. Die Homosexuellenvorwürfe gegen ihn waren wieder laut geworden, KZ und Tod drohten, doch Gustaf Gründgens griff frontal an, wieder einmal mit Erfolg. Aber ambivalent, schillernd, das war er in der ganzen Zeit: der Angepasste mit gutem Draht und freiem Zugang zu Göring, dessen Foto seinen Schreibtisch im Theater schmückte, aber auch der Judenretter, der vor allem jüdischen Frauen seiner Kollegen half, wie beispielsweise Heinz Rühmann. In seinem damaligen Repertoire finden sich Stücke mit gefährlichen Bezügen zur Zeit, wie Richard III, ein Stück, das mit seinen schwarzen SA-Uniformen an den Röhm-Putsch denken ließ, aber auch das Gegenteil: In den „Räubern“ strich Gründgens alle zeitbezogenen Stellen wie zum Beispiel: „Nun glaubt ihr wohl, Gott werde es zugeben, dass ein einziger Mensch in seiner Welt wie ein Wüterich hause und das Oberste zu Unterst kehre?“

Die Nachkriegszeit

„Dann aber fegte unvermittelt ein tosender Applaus durchs Haus. Beifall, Beifall, Beifall ... fünf Minuten lang“, berichtete Inge Wangerheim, die Frau des Leiters des Berliner Deutschen Theaters, im Mai 1946 nach der Premiere des „Snob“ von Carl Sternheim, in dem Gründgens die Titelrolle spielte und zum ersten Mal nach dem Krieg wieder auf der Bühne stand. Und: Gründgens habe damals nicht geklagt, auch nicht über seine neunmonatige Gefangenschaft in dem russischen Internierungslager Jamlitz, aber er habe auch nichts bedauert. Und genau das ist es, was ihn schuldig macht, dass er keine Erklärung, keine Entschuldigung fand, nicht in seiner Düsseldorfer Intendantenzeit zwischen 1947 und 1955 und auch nicht in der Schlussphase in Hamburg. Er spielte weiter den Widerstandskämpfer, eine moralische Wende fand nicht statt.

Gründgens hat zwar nach dem Krieg gemeint, sein Tun und Lassen sei oft schwer zu

verstehen gewesen, aber dahinter steht: seine blinde Gefallsucht, sein krankhafter Ehrgeiz und seine bedenkenlose Karriereversessenheit. Zu ihrer Befriedigung jonglierte er mit drei Bällen, mit seiner Anpassungsfähigkeit, man arrangierte sich, mit seinem Fluchttrieb vor allem im Sinne von wegsehen, verdrängen, verklären und seiner „loyalen“ Widerstandskraft, das Risiko durfte dabei nicht zu hoch werden. Und das Ganze war in einen Goldrahmen eingespannt, der von einem Blut- und Trauerrand unterlegt war. Besser als Marianne Hoppe kann man das nicht ausdrücken. Und „the rest is silence“ (Hamlet).



Dr. Dieter Strauss

Referent:

Dr. Dieter Strauss

Veranstalter:

IBZ München e.V.

Giuseppe Verdi – zur Aufführung seines Streichquartetts e-moll anlässlich seines 200. Geburtstages

Giuseppe Verdi wurde am 9. Oktober 1813 in dem kleinen Dorf Le Roncole, Provinz Parma, geboren. Sein Vater Carlo betrieb mit seiner Frau Luigia eine Dorfwirtschaft samt Kramerladen und Posthalterei. Mit vier Jahren lernte er beim Dorfschullehrer lesen und schreiben und das Orgelspiel. Mit 9 Jahren vertrat er fast ständig den Dorforganisten. Das Berufsziel schien gefunden: Organist in Le Roncole.

Antonio Barezzi, Carlo Verdis Grossvater in der nahe gelegenen Stadt Busseto, erwies sich als generöser Unterstützer. Barezzi war musikalisch und literarisch äußerst gebildet und sorgte für Giuseppe's weitere Ausbildung. Die Aufnahmeprüfung am Mailänder Konservatorium bestand er allerdings nicht. „Klavierspiel zu dilettantisch, Kompositionen zu konventionell und mit 18 Jahren zu alt“, lautete das Urteil. Dank eines Stipendiums und der weiteren finanziellen Unterstützung Barezzis blieb er in Mailand und nahm Privatunterricht. Sein Ziel stand fest: Opernkomponist wollte er werden, Nachfolger der *primi patri* Rossini, Donizetti und Bellini. Wie selbstverständlich nahm er das Libretto eines Journalisten an: „Oberto, Conte di San Bonifazio“. Mit diesem Werk plante er, sich die Welt der italienischen Oper zu erobern. Nach drei Jahren kehrte er nach Busseto zurück und übernahm dort die Stelle des städtischen Musikdirektors. Die sichere Position ermöglichte, die ein halbes Jahr jüngere Margherita

Barezzi, eine Tochter seines Gönners, zu heiraten. Er komponierte Chöre, viele Gelegenheitsstücke und gab Klavierstunden. Doch seine Hauptarbeit galt weiterhin dem „Oberto“. Ende 1836 wurde die Oper fertig. Die Bemühungen, das Werk zur Aufführung zu bringen, blieben jedoch vergeblich.

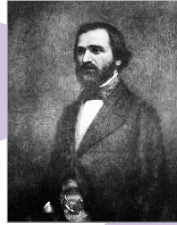
Im März 1837 brachte Margherita das erste Kind, Virginia, zur Welt, im Juli 1838 wurde der Sohn Icilio geboren. Einen Monat später, im August, starb Virginia. Dieser Schock hatte Folgen: Verdi löste alle Kontrakte, die ihn an Busseto fesselten. Am 6. Februar 1839 brach er mit Margherita und Icilio nach Mailand auf, völlig ins Ungewisse.

Durch Vermittlung der zwei Jahre älteren Primadonna Giuseppina Strepponi gelang ihm der Zugang zu Bartolomeo Merelli, dem Pächter der Scala. Dieser nahm Verdis Erstlingswerk an. Während der Vorbereitungen zur Uraufführung am 17. November 1839 starb Icilio. Die Oper erreichte 14 Aufführungen in einer Saison. Alle großen Zeitungen waren des Lobes voll. Der angesehene Musikverlag Ricordi kaufte die Rechte an der Partitur für 2000 Lire. Merelli bot Verdi einen neuen Vertrag an und setzte für die kommende Spielzeit bereits eine „Opera buffa von Giuseppe Verdi“ auf den Spielplan.

Doch Verdi war wie gelähmt. Zu dem Verlust der beiden Kinder kam im Juni 1840 der



Giuseppina Verdi



Giuseppe Verdi

plötzliche Tod seiner Frau Margherita. Merelli wollte den völlig Verzweifelten jedoch nicht aus dem Vertrag entlassen. „Allein, allein, krank und in Zeitnot“, klagte Verdi, musste er Musik zu komischen Szenen erfinden. „Un Giorno di Regno“, seine zweite Oper, wurde ein totaler Mißerfolg. Mit Pfiffen und Gebrüll reagierte das Publikum. Er schwor, niemals mehr eine Oper zu schreiben.

Zwei Jahre später erfolgte der fulminante Durchbruch. Der Fama nach hatte Merelli den inzwischen siebenundzwanzigjährigen Komponisten zufällig auf der Straße getroffen und ihm wie nebenbei das Libretto zu „Nabucco“ in die Manteltasche geschoben. Als Verdis Blick auf den Vers „Va pensiero, sull’ali dorate“ fiel, entzündete sich der Funke der Inspiration. Die Uraufführung erfolgte am 9. März 1842 in der Scala. Obwohl schon über ihren stimmlichen Zenit hinaus, gelang Giuseppina eine glanzvolle Leistung. Verdi war begeistert und sie kamen sich persönlich näher. Giuseppina wurde seine Lebensgefährtin, doch erst 1859 offiziell seine zweite Frau.

Nach der sensationellen Premiere von „Nabucco“ erfolgten Aufträge von allen großen Opernhäusern Italiens, auch von Paris, London und St. Petersburg. Bis 1859 entstanden in siebzehn Jahren 20 seiner insgesamt 26 Opern; Neufassung und Umarbeitung einzelner Werke nicht eingerechnet.

Verdi war zum Großverdiener geworden. 1848 kaufte er nördlich von Busseto das Landhaus Sant’Agata. Kontinuierlich erwarb er weiteres Land hinzu, bis seine Ländereien eine Größe von weit über 100 Hektar ausmachten. 1872 reiste Verdi zur Einstudierung von „Don Carlos“ nach Neapel. Um sich die Zeit während ausgefallener Proben zu vertreiben, komponierte er, sozusagen zum eigenen Vergnügen, ein Streichquartett, das einzige Streichquartett aus seiner Feder. Er lud einige Freunde in sein Hotel ein, die erstaunt 4 Notenständer mit Kerzen wahrnahmen. Die Überraschung gelang perfekt. Die Zuhörer konnten die Meisterschaft des Werkes kaum fassen und drängten zur sofortigen Drucklegung. „Nein, nein, Quartette sind kein in Italien heimisches Gewächs“, wehrte Verdi ab. Er hatte die deutsch-österreichische Quartettliteratur von Haydn, Mozart und Beethoven im Hause Barezzi genau studiert und hegte seither größten Respekt für dieses Genre. Erst drei Jahre später ließ er das Quartett veröffentlichen.

Anlässlich des Todes von Alessandro Manzoni, Klassiker der italienischen Literatur und wie Verdi Identifikationsfigur des Risorgimento, komponierte er eine „Messa da Requiem“. Der Eindruck der Uraufführung war überwältigend. Für Verdi stand fest: Jetzt keine Oper mehr! Er stürzte sich auf die praktischen Belange seines Anwesens. Er war stolz, dass in seiner

Umgebung kein Bauer gezwungen war, wegen Arbeitslosigkeit auszuwandern. In Villanova plante er ein Krankenhaus für die Landbevölkerung.

In ruhigen Momenten freilich litt er darunter, kompositorisch nicht mehr produktiv zu sein. Er fühlte sich alt und müde. Wie befreit aber hieß es dann plötzlich im Dezember 1884 in einem Brief an Arrigo Boito, der die Erstellung des Librettos übernommen hatte: „Ich schreibe! Ich schreibe...“.

Drei Jahre später erlebte „Otello“ die glanzvolle Premiere an der Mailänder Scala.

Zusammen mit seiner Frau hegte Verdi seit langem den Wunsch, einen Alterssitz für Künstler, die vom Leben weniger begünstigt worden waren, erbauen zu lassen. Giuseppina erlebte die Fertigstellung der „Casa di Riposo“ nicht mehr. Sie starb zwei Jahre zuvor am 14. November 1897.


Das vernichtende Fiasko seiner zweiten Oper 47 Jahre zuvor hatte Verdi zeitlebens nicht vergessen. Immer wieder träumte er davon, doch noch eine Opera buffa zu schreiben. Shakespeares „Falstaff“ beschäftigte ihn seit langem. Das sollte allerdings streng geheim bleiben, weil ihn, den fast Achzigjährigen, wirkliche Skrupel plagten: „Und wenn ich mit der Musik nicht zu Ende käme?“ Die umjubelte Uraufführung fand am 9. Februar 1893 in der Mailänder Scala statt.



Giuseppe Verdi, der wohl berühmteste Opernkomponist aller Zeiten

Im Mai 1900 verfaßte er sein Testament. Verdi war kinderlos geblieben. 1866 hatten er und Giuseppina eine siebenjährige Verwandte, Maria Filomena, adoptiert, die nach ihrer Heirat auf Sant'Agata lebte. Die Erben, so bestimmte er, dürften am Haus und am Garten nichts verändern. Darüber hinaus bedachte er viele karitative Einrichtungen.

Am 27. Januar 1901 starb Verdi, am 30. Januar wurde er in kleinstem Kreis auf dem Mailänder Friedhof neben seiner Frau begraben.



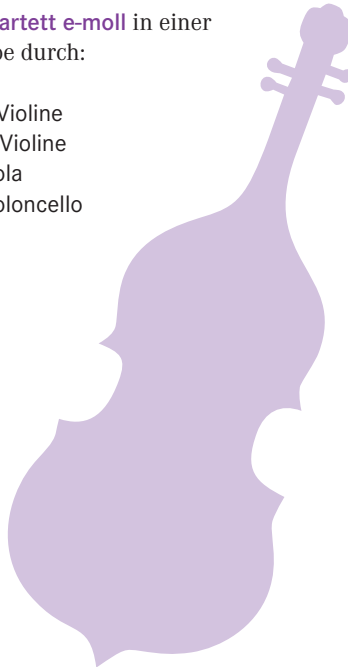
Doch die Überführung der beiden Särge in die Kapelle der „Casa di Riposo“ am 27. Februar 1901 wurde, unter Anteilnahme von über 300 000 Menschen, als Staatsakt begangen. Verdi war zum nationalen Symbol geworden, man verehrte ihn als Wegbereiter der Einigung Italiens und als Mann des Volkes, der es von ganz unten nach ganz oben geschafft hatte.



Giuseppe Verdi
in fortgeschrittenem Alter

Es folgte das **Streichquartett e-moll** in einer kongenialen Wiedergabe durch:

Günter Marx	1. Violine
Maria Andersohn	2. Violine
Marjorie Danzer	Viola
Klaus Marx	Violoncello



Zusammenfassung:
Stefanie Varena-Hermann

Scottish Nationalism

Scotland embraced the opportunities from devolution at the 1997 referendum wholeheartedly with a resounding majority of those voting and the various Scottish nationalist parties have since gone from strength to strength to gain an overall majority in the Scottish Parliament. Scotland is now approaching another referendum in 2014 to decide on independence and a basic restructuring of the Act of Union of 1706/7. English politicians consider the Act of Union to be defined by English law in regulating the relationship of the two provinces, Scottish lawyers see matters differently. Dr. Brian McNeil looked at all aspects of this fascinating debate.

Zusammenfassung:

Dr. Brian McNeil

Mitglied:

Deutsch- Britische Gesellschaft München e.V.

Geld und Macht: Shakespeares Bilanzen

Shakespeares Theater ist eine ökonomische Anstalt. Die Londoner Schauspieltruppe, der er angehörte, war ein bürgerliches Unternehmen, das durch seine Produktion zur höfischen Festkultur wie zum öffentlichen Amüsierbetrieb beitrug. Dabei kam die Truppe offensichtlich so gut ins Geschäft, dass ordentlich Gewinn erwirtschaftet wurde. Da überrascht es nicht, dass Geldverkehr und Warentausch, Pfand, Kredit, Besitz und Schuld und alle wirtschaftlichen Transaktionen, die damit zusammenhängen, auch in Shakespeares Dramen und Gedichten ständig eine Rolle spielen und oftmals ein ganz zentraler Punkt sind. Ob durch Geldbörsen und Münzen, die in vielen Überredungsszenen den Besitzer wechseln, ob durch Handlanger und Händler, die auf der Bühne wie auch im Theater ihre Dienste oder Waren feilbieten, ob durch Wortspiele und Merksätze - wie die Erkenntnis eines alten Schäfers: „he that wants money, means and content is without three good friends“ - oder durch umfassende Darstellung hochspekulativer Risikogesellschaften, die nur auf Pump oder von Zinsen leben: durchweg zeigt uns Shakespeare eine Welt aus Soll und Haben, in der Menschen ihren Ort aufgrund von finanziellen Akten bestimmen und behaupten müssen und in der das Geld daher zum Zeichen universeller Macht aufsteigt. Kein anderer als Karl Marx war zutiefst davon beeindruckt, wie „trefflich“ Shakespeares Werk das „Wesen des Geldes“ als „sichtbare

Gottheit“, „allgemeine Hure“ und „Kuppler der Menschen und Völker“ erkunde, um auf diese Art die „allgemeine Verwechslung und Verkehrung der Dinge“ vorzuführen. Was also zeigt uns Shakespeares Bühnengeldverkehr von Machtverhältnissen, von arm und reich, von Zeichenrelationen und vom wahren Wert der Dinge? Wie wird dieses Gespenst des Kapitals bei ihm zugleich zum großen Welttheater? Und welchen Aufschluss mag es zur Erkundung unserer eigenen Marktgesellschaft und ihrer virtuellen Welten bieten?

In einer Zeit, da Schuldenkrisen die globale Welt beherrschen, gewinnen Shakespeares Geld- und Machtspiele erneut an Relevanz. Diese Tagung lud deshalb ein, Bilanz zu ziehen und nach dem aktuellen Streit- und Marktwert Shakespearescher Produktion zu fragen.

Zusammenfassung und Mitglied:
PD Dr. Christian Schwaabe

Vortragszyklus 2013/14 der Goethe-Gesellschaft München: „Goethes Gegner“

Die Zahl der Widersacher, Feinde, Gegner, Kritiker, Nicht-Bewunderer mag ein Indiz für Bedeutung sein. Auch unter dieser Perspektive hat es Goethe zu einer ansehnlichen Sammlung gebracht. So schrieb sein späterer Freund Friedrich Jacobi 1779 heimlich über ihn, er habe den Charakter eines „aufgeblasenen Gecken“ und wirke dadurch „noch um ein gut Teil ekelhafter und verächtlicher“. Und Karoline von Herder ließ Knebel 1808 wissen: „so brav und gut Goethe im Innern ist, so hat er doch seinen großen Beruf als Dichter sehr verfehlt.“ Über diese Gegner Goethes schrieb schon Heinrich Heine, es handle sich „um eine sehr gemischte Gesellschaft“. Die Vorträge des Zyklus widmeten sich dieser „sehr gemischten Gesellschaft“, wie sie Prof. Dr. Oliver Jahraus (München) einleitend vorstellte. Im Oktober beleuchtete Prof. Dr. Matthias Luserke-Jaqui (Darmstadt) die spannungsreiche Beziehung zwischen Goethe und Lenz, im November dann Prof. Dr. Helmut Pfotenhauer (Würzburg) Goethes Verhältnis zu Jean Paul. Im Januar befasste sich Priv.-Doz. Dr. Frieder von Ammon (München) mit den von Goethe und Schiller gemeinsam verfassten Xenien, im Februar informierte Dr. Jens Bisky (Berlin) über die konfliktgeladene Beziehung Heinrich von Kleists zu Goethe. Dr. Michael Ewert (München) untersuchte das Verhältnis von Heine und Goethe, Prov.-Doz. Dr. Madleen Podewski (Berlin) zeichnete im April das Goethe-Feindbild des „Jungen

Deutschland“ nach. Zum Abschluss der Reihe im Mai schlug Prof. Dr. Wolfgang Pross (Bern/München) einen Bogen vom „Jungen Deutschland“ bis zur Adenauerzeit.

Zusammenfassung:

Prof. Dr. Rolf Selbmann (LMU München)
Erster Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft
München

The Princess and her Lover, Artist-cum-Architect-Engineer

Only a handful of Ottoman palaces survive today, and these are all from the 19th century. The residential buildings in the Ottoman capital, ranging from modest dwellings to the monumental imperial palaces, were all constructed out of timber. Hence they often fell prey to the ravages of time and climate even if they did not totally perish in the frequent fires and earthquakes of Istanbul. Study of pre-19th century Ottoman palaces is also hindered by a lack of historical documentation, such as architectural drawings or models. Prof. Tülay Artan introduced a late 18th century palace of a princess on the Bosphorus with the help of three unusual period engravings by an European artist-architect.

Zusammenfassung:

Prof. Tülay Artan

Mitglied:

Prof. Jörn Kruhl

Rivers, Cities, Historical Interactions

What is the river's place in urban history?

The historical co-evolution of cities and rivers is a research topic that requires both an urban and an environmental perspective. Rivers have been essential to the foundation, growth, prosperity and development of many major cities around the world. At the same time, cities have considerably altered rivers and created their own hydraulic regimes. Rivers perform a variety of fundamental functions for the cities they touch, providing transport, energy, food, drinking water, and a site for leisure. They are concurrently universal sinks for waste. Rivers protect cities, as well as link cities to each other, attracting traffic from far afield via natural fords or bridges. Whereas cities tried to control and manage their rivers for centuries, these attempts have never been fully successful due to the natural dynamics of rivers. Enormous variations in water discharge due to frequent floods could result in heavy damages to urban infrastructure and drinking water contamination by pathogens transported from riverine landscapes, which heavily affected urban populations.

The conference explored city-river relations as an essential part of urban environmental history. The participants wanted to apply a comparative perspective, both in chronological and regional terms, focusing on cities in different world regions. They were interested in long-term legacies, as well as in fundamental change in

city-river relations between pre-industrial and industrialized societies. Therefore, a first focus has been laid on pre-modern cities. During this „Age of Water“ (in André Guillerme's terms), the adaptation of local watercourses played a crucial role for urban development and economy. Major manipulations of rivers already took place in this period but are still underestimated in current research. The second part was concentrated on the nineteenth and twentieth centuries. Industrialization then offered new technologies to cross hitherto un-bridged rivers, to link „new“ rail transport to „traditional“ (but machine driven) river transport, to create artificial river beds on large spatial scales, and to reshape the course of rivers to accommodate new functions, such as extensive urban ports, industrial parks, hydro-power stations, ecc.

Referentin:
Sonja Weinbuch

Zusammenfassung:
Prof. Christoph Mauch

Was wahr, gut und gerecht ist. Über verborgene und offene Maßstäbe

Die Frage nach dem Guten und nach dem Wesen eines guten Lebens ist seit der griechischen Antike ein Kernthema der Philosophie, und sie ist es auch bis heute geblieben. Mit der Wahrheit, dem Guten und mit der Gerechtigkeit sind Erwartungen verbunden, die für ein gutes Leben unverzichtbar sind. Deshalb wollen wir Menschen wissen, welche Maxime wir dafür anlegen sollen und wie wir ihr entsprechen können. Die Frage zu beantworten, wie „die Möglichkeit des Guten“ erkannt werden kann, ist das Ziel der Ethik. „Es geht um das Gute, das wir in unserem Leben erreichen können“. Zur Verwirklichung dieses Ziels müssen so unterschiedliche Güter wie soziale Anerkennung und Gerechtigkeit, Arbeit, Einkommen, Gesundheit und Bildung bedacht werden. Trotz ihrer Verschiedenartigkeit müssen diese Güter als ein Ganzes für den Menschen betrachtet werden, wobei bald klar wird, dass sie immer durch den Zusammenhang mit anderen Menschen bestimmt werden. So muss auch unser Handeln letztlich durch die Entscheidung des Individuums entschieden und verantwortet werden, aber stets auch mit der Pflicht dafür Sorge zu tragen, was für den Anderen gut und gerecht ist.

Die Grundsätze einer Ethik im 21. Jahrhundert hat Prof. Wilhelm Vossenkuhl in seinem Werk „Die Möglichkeit des Guten“ (C.H.Beck Verlag München) 2006 niedergeschrieben.

Zusammenfassung:
Dr. Karin Kreuzberg

Referent:
Prof. Wilhelm Vossenkuhl
für den Residenzkreis München

Universitätsreform 1933. Deutsche Wissenschaftler in der Türkei

Das Exilland Türkei bildet in mehrerer Hinsicht einen Sonderfall neben den klassischen Exilländern wie die USA und Großbritannien. Die Vertreibung deutscher Wissenschaftler aus Deutschland fiel zusammen mit den Reformen der türkischen Regierung um Kemal Atatürk. Zum administrativen und wissenschaftlichen Aufbau der Türkei nach westlichem Vorbild, der durch Bildungs- und Entwicklungshilfe gekennzeichnet war, benötigte Atatürk ausländische Wissenschaftler, die einen Lehrauftrag in der Türkei annahmen. In den jeweiligen Fachrichtungen der türkischen Hochschulen in Istanbul und Ankara gibt es wohl keinen Bereich, an dessen Aufbau nicht auch deutschsprachige Wissenschaftler mitwirkten.

Zusammenfassung:

Dr. Mesut Ilgim

Mitglied:

Prof. Latife Summerer

Impressum:

Redaktion:

Sabine Mennella

Lektorat:

Barbara Klingan

Layout:

Ninon Seydel,
Illustration & Grafikdesign, München

Unterstützt wurde dieses Projekt von
Siglinde Kosina

Druck:

Bavaria Druck GmbH, München

ISBN 978-3-00-038728-9

Bildnachweis:

- Umschlaginnenseite: Amalienensemble
S. 4: Prof. Dr. Christopher Balme
S. 6: Oswald Georg Bauer; Sala Reale
S. 7: Francesco Galli da Bibiena; Kupferstich von Ferdinando Galli @Joaquin Lordo, Navarra
S. 8: A Selection Ball, satirische Postkarte
S.11: Fürst Pückler-Muskau
S.13: PHD Peter James Bowman
S.14: Dr. Said Al-Dailami
S.15: Knappschaftskrankenhaus im Jemen
S.16: Philipp Veit: Germania; Reynolds: Mrs. Siddons as the Tragic Muse
S.17: Millais: Ophelia, Christ in his Father's Workshop, The Order of Release
S.18: Hunt: Claudio and Isabella; Rossetti: Ecce Ancilla Domini; Raphael
S.19: Millais: Bubbles; Rossetti: Prosperina; Hunt: The Scapegoat
S.20: Uwe Gradwohl
S.22: Thomas Mann in Sanary-sur-Mer
S.23: Franz Werfel und Alma Mahler-Werfel; Lionel und Marta Feuchtwanger
S.24: Sanary-sur-Mer
S.25: Dr. Wolfgang Grillo
S.26: Prof. Frank Heidemann; Philip Zehmisch
S.27: Seminarteilnehmer
S.29: Bericht Walter Stahleckers; rassistische Propaganda in Riga; festgenommene Jüdinnen in Litauen 1941
S.31: Seminarteilnehmer; Referenten: Dr. Fateh-Moghadam, Prof. Rosenau, Prof. Schroth, Prof. Rahmel, Prof. Nida-Rümelin
S.32: Skizze Georg Büchners von Alexis Muston
S.35: Portrait Georg Büchners von Philipp August Joseph Hoffmann
S.38: Bayerische Akademie der Wissenschaften @Christoph Schwarz, BAdW
S.39: Monika Stoermer
S.42: Gustaf Gründgens
S.43: Dr. Dieter Strauss
S.45: Giuseppina Verdi; Giuseppe Verdi
S.46: Giuseppe Verdi
S.47: Giuseppe Verdi



A. Sommerfeld

IBZ

Internationales
Begegnungszentrum
der Wissenschaft
München e.V.

Amalienstraße 38
80799 München
Telefon (089) 28 66 86-0
Telefax (089) 28 66 86-50
E-mail ibz@ibz-muenchen.de
ibz-club@ibz-muenchen.de
Website www.ibz-muenchen.de

ISBN 978-3-00-038728-9

Verkaufspreis € 5,-